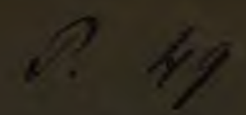
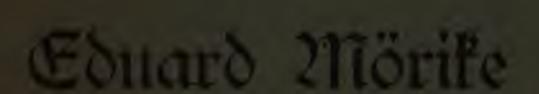



LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891







Eduard Mörike

und

Klara Neuffer

Neue Untersuchungen

von

Dr. M. Bameyer.





Eduard Mörike

und

Klara Neuffer.

Neue Untersuchungen

von

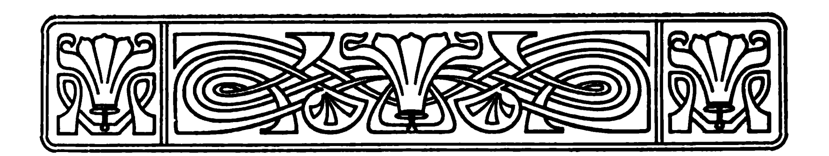
Dr. W. Camerer in Urach.



Marbach a. N.
Buchdruckerei von A. Remppis.
1908.

Inhalt.





I. Einleitung.

Wer das Leben des Dichters nur vom Standpunkt des kühlen Aesthetikers aus beurteilt, möchte vielleicht Mörikes immer noch recht dunkles Verhältnis zu der abenteuerlichen Maria Meyer nicht missen, in dem man zwar das Unglück seiner jungen Jahre, zugleich aber auch die Quelle der herrlichen Peregrinalieder und ein Hauptmotiv im Maler Nolten erblickt. Wer ihm dagegen auch warme menschliche Teilnahme schenkt, muß mit seinen eigenen Worten klagen:

Wußten die Himmlischen dir, Meister, kein besseres Los?

Ob die Lyrik Mörikes im Ganzen durch einen glücklicheren Lebensgang Förderung erfahren oder Einbuße erlitten hätte, kann hier als eine müßige Frage füglich unerörtet bleiben; nicht unwillkommen und unnützlich wird dagegen eine Untersuchung darüber sein, was denn eigentlich die Ursachen der vielen Hemmungen und Widerwärtigkeiten waren, mit denen er zeitlebens zu kämpfen hatte. Bei einem so reichen Gehalt des eigenen Innern, bei so großer Anspruchslosigkeit und Empfänglichkeit für die Freuden einer bescheidenen Häuslichkeit hätte man denken können, daß er mindestens dieselbe Anwartschaft auf eine ungestörte Entwicklung gehabt hätte, wie seine etwas älteren Landsleute Uhland, Kerner, Schwab und sein Altersgenosse Hauff. Reichlicher Stoff für eine solche Untersuchung liegt vor in zahlreichen Briefen von Mörike selbst, zumal in der von K. Fischer und R. Krauß bei Elsner (Berlin 1903) herausgegebenen Auswahl, sowie in den Auszügen aus Briefen an Mörike und aus Tagebüchern, die man in den Mörike-Biografien von K. Fischer (1901), von H. Maync (1902), der biografischen Einleitung von R. Krauß in „E. Mörikes sämtliche Werke“, Leipzig 1905 bei M. Hesse, und in ihren freilich nur mit Kritik zu benützenden anderweitigen Angaben findet. Von diesen Büchern wird Band I der ersteren künftighin als „Briefe“, die anderen

werden mit dem Namen ihrer Verfasser bezeichnet werden. Zuweilen wäre freilich eine dem Verfasser unmögliche Einsicht in die ursprünglichen Urkunden wünschenswert gewesen; unumgänglich notwendig waren weitere Erhebungen über bisher unerforscht Gebliebenes.

Daß eine neue Untersuchung erforderlich wurde, kommt zum Teil daher, daß Fischer und Mayne trotz ihrer Reisen in Württemberg mit schwäbischer Eigenart, namentlich unsern akademischen Verhältnissen aus alter und neuer Zeit allzuwenig bekannt geworden sind, mehr noch davon, daß sie sowohl als Krauß nicht selten das Gefühlsleben des Dichters verkannten, indem sie aus allzugroßer Bewunderung vor dem Genius dem allgemein Menschlichen in Mörike nicht genügend Rechnung trugen. Er selbst, der überaus bescheidene Mann, wäre jederzeit bereit gewesen mit Uhland zu sprechen:

> Ich laß mirs halt gefallen;
> Man richtet mir nicht anders an,
> Als meinen Brüdern allen.

Noch muß ich bekennen, daß das hier notwendige Durchforschen eines Lebens, dessen Träger ich mit den Meinigen noch persönlich gekannt und verehrt habe, wenig nach meinem Sinn ist. Nachdem aber die intimsten Briefe und Schriften Mörikes unter Zustimmung und Beihilfe seiner nächsten Angehörigen und Freunde ans Licht gezogen worden sind, kann es sich nur noch um ein besseres Verständnis derselben und um Aufklärung von Irrtümern handeln, wodurch das Bild des Dichters und der Klara Neuffer, uns menschlich näher gerückt, nur gewinnen kann. Selbstverständlich wird sich bei dieser Untersuchung nicht verleugnen, daß sie von einem alten, vielerfahrenen Arzt geführt wird; man könnte sagen, vom Standpunkt des Psychiaters aus, wenn nicht das Wort mit seinem ominösen pathologischen Beigeschmack für den geistig kerngesunden Mörike so schlecht passen würde; also, wenn man will, vom Standpunkt des exakten Naturforschers aus, der Körper und Geist nicht prinzipiell trennen darf und für seine Schlüsse sichere Beweise fordert und gibt, auf mündliche Ueberlieferung allein aber nichts hält.

Wenn einer unserer schwäbischen Musensöhne keinen so schnellen und so großen Erfolg hat, als er und seine Freunde beim ersten Hervortreten seines Talentes hofften, ist man gegenwärtig schnell mit der Anklage bei der Hand, daß die Enge unserer Verhältnisse gegebenen Falls und hier mit besonderem Eifer, daß die Rück

ständigkeit und allzu strenge Zucht unserer Seminare, daß das Stift, nach Krauß eine „theologische Zwangsanstalt", in Wirklichkeit die erfolgreiche Schule manches großen Geistes, daß die Unduldsamkeit unseres Kirchenregiments daran schuld sei und vergißt darüber, die Ursache des Mißlingens da zu suchen, wo es naturgemäß in erster Linie geschehen sollte, nämlich in den persönlichen Verhältnissen des Mannes. In welch seltsame Irrungen die erwähnten drei Biografen dadurch verfielen, daß sie die Jugendzeit Mörikes und namentlich seine Erlebnisse im Jahre 1827 durch die trübe Brille dieser Vorurteile betrachteten, wird der Leser bald genug wahrnehmen; wie leicht besonders ein Landsmann Mörikes es gehabt hätte, solchen Irrtum zu vermeiden, sieht man sofort aus dem nahe liegenden Vergleich zwischen ihm und Hauff. Ist es doch, als sei zur Aufhellung dieser Frage ein fein ausgedachter wissenschaftlicher Versuch angestellt worden, indem beide Dichter fast zur selben Zeit und auch sonst unter ganz ähnlichen Verhältnissen dieselbe Bildungslaufbahn durchgemacht haben. Der nur zwei Jahre ältere Hauff war wie Mörike Sohn einer wenig bemittelten Witwe, für beide schien deshalb das Studium der Theologie ratsam, das für den Schwaben im Seminar und Stift vom 14. Jahr an so gut wie unentgeltlich ist. Hauff (geb. 1802) bezog im Herbst 1817 vom Lyceum Tübingen aus das Seminar Blaubeuren, ein Jahr älter als seine Promotion, es wurde ihm dann aber bei großem Fleiß und Wohlverhalten gestattet, schon nach drei Jahren die Hochschule zu beziehen. Mörike (geb. 1804) kam im Herbst 1818 vom Stuttgarter Gymnasium aus rechtzeitig nach Urach. Beide durften in Tübingen für einige Zeit unter Weitergenuß des Stipendiums aus dem Stift austreten und als „Stadtbursche" studieren, beide bestanden nach vierjährigem Studium das Tübinger Abgangsexamen mit bescheidenem Erfolg, da ihr innerer Trieb sie nicht auf die gelehrte Arbeit, sondern auf poetisches Schaffen hinwies — aber welch ein Unterschied in ihrer ferneren Laufbahn!

Hauff ist nach einem Studentenleben voll ungetrübter, sonniger Heiterkeit in seinem letzten Semester schon, im Sommer 1824, mit seiner ersten Veröffentlichung hervorgetreten, einer Sammlung von 144 „Kriegs- und Volksliedern", worunter sechs eigene, z. B. das bekannte „Morgenrot" und „Steh ich in finstrer Mitternacht". Im Herbst 1822, am Ende seines vierten Semesters und vor Beendigung des zwanzigsten Lebensjahrs mit einem Bäschen ver-


LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Eduard Mörike

und

Klara Neuffer

Neue Untersuchungen

von

Dr. [illegible]





Eduard Mörike

und

Klara Neuffer.

Neue Untersuchungen

von

Dr. W. Kamerer in Urach.



Marbach a. N.
Buchdruckerei von A. Remppis.
1908.

Oeffentlichkeit. Der Jahrgang 1828 brachte 13, der nächste 7 seiner Lieder, meist solche von vollendeter Schönheit; zwei finden sich auch in der erwähnten Damenzeitung von 1829. Von allen sonstigen Entwürfen aus der Jugendzeit hat er außer diesen und einigen andern Liedern nur den „letzten König von Orplid“ zur Aufnahme in seine späteren Schriften zugelassen, er ist bekanntlich in den Maler Nolten eingefügt. Mörike war also im Herbst 1829, am Ende seines 25. Lebensjahrs, ganz im Gegensatz zu Hauff ein fast unbekannter Mann von geringen Aussichten, dessen hohe poetische Begabung nur von einem kleinen Kreis junger Freunde voll gewürdigt wurde, die ohne Einfluß waren. Aber von seinen jugendlichen Phantastereien und Mißgeschicken ist mehr in die Oeffentlichkeit gedrungen, als ihm gut war und dazu oft in sehr entstellter Form. An seiner mißlichen Lage konnte auch das Erscheinen des Maler Nolten im Herbst 1832 nichts ändern, wie im Abschnitt VII des Nähern gezeigt werden soll. Hier wenden wir uns nunmehr dem eigentlichen Gegenstand unserer Darstellung zu, der Jugendgeschichte Mörike's und insbesondere seiner Liebe zu Klara Neuffer.

II. Uebersicht über die Jahre 1819 bis Ende 1827.

Zweimal mußte der Dichter in dieser Zeit die schwersten geistigen Kämpfe durchmachen, im Juli 1824 und im Sommer 1827 und Krauß übertreibt keineswegs, wenn er sagt, daß ihm das erstemal das Schicksal Hölderlins ganz nahe gestanden sei. Man hat bisher diese erste Katastrophe seiner Leidenschaft für eine rätselhafte Fremde, die sogenannte Peregrina, und der durch die Umstände erzwungenen Trennung von ihr zugeschrieben; die zweite seinem immer mehr zunehmenden Widerwillen gegen das geistliche Amt „die Vikariatsknechtschaft“. Wir werden sehen, daß er die ganze Zeit von 1819 bis 1827 erfüllt war von der Liebe zu seiner gleichalterigen Base Klara Neuffer, und daß die erste Katastrophe im Wesentlichen ihrer Verlobung mit einem Vikar Schmid, die zweite ihrer Hochzeit mit demselben Manne zuzuschreiben ist, die fast unter den Augen Mörikes vorbereitet und vollzogen wurde, während der Verkehr mit der Meyer-Peregrina zwar in seinen Jugenddichtungen, nicht aber in seinem Leben die große Rolle spielt, die man ihm bisher zugeschrieben hat. Für letzteres dürfte er haupt-

sächlich die Bedeutung haben, daß er störend in das Verhältnis Mörikes zu Klara Neuffer eingriff. Die Wahrheit konnte so lange verborgen bleiben, weil man die näheren Vorgänge beim Bruch mit Klara zunächst wohl als Geheimnis der Familien bewahren wollte, so daß seine Freunde ebenso wenig davon erfuhren, als seine damals erst achtjährige Schwester Klara, und später pflegt man auf derartige Erlebnisse ja nicht zurückzukommen. Bei voller Einsicht in dieselben wären wohl schwerlich alle vorhandenen Briefe und Schriftlichkeiten so bald nach dem Tode des Dichters und zwar ohne alle Erläuterung von Seite der Angehörigen veröffentlicht worden, so daß sein Bild bisher einzelne seltsame, fast unschöne Züge zeigte. Denn auch sein Verkehr mit der Meyer blieb, wie eingangs schon erwähnt, bisher in Dunkel gehüllt, aus Gründen, die noch hervortreten werden. Unsre Aufgabe wird also sein, diese beiden wichtigen Begebenheiten im Leben des Dichters auf Grund der vorhandenen sichern Belegstücke möglichst aufzuklären, woraus sich dann auch ein weit besseres Verständnis und ein erhöhter Genuß seiner Jugenddichtungen ergeben wird.

Die Darstellung hat sich in folgende Abschnitte zu gliedern: Erstens: Mörikes Schülerliebe zu Klara von 1819—1822. Zweitens: Störung dieser Liebe durch das erste Auftreten der Meyer-Peregrina, Mörikes Verkehr mit ihr in den Osterferien 1823 und in seinem folgenden zweiten akademischen Semester; Frühjahr 1823 bis Frühjahr 1824. Drittens: Maria Meyer erscheint plötzlich von Neuem in Württemberg und zwar in Tübingen, Mörike weist sie ab, es entstehen häßliche Gerüchte über ihn, die er, nicht mit genügendem Erfolg, abzuwehren versucht. Er erfährt gleichzeitig und wohl aus diesem Anlaß, daß Klara schon seit Monaten mit einem Vikar Schmid verlobt ist; Folgen für ihn und die beiderseitigen Familien. Juli 1824 bis Mai 1827. Viertens: Die Katastrophe des Sommers 1827; vom Mai bis Ende dieses Jahrs.

In der Ausgabe der Werke Mörikes von Krauß, Band II und III, findet sich eine erste, zweite und dritte Sammlung von Gedichten. Die erste ist gleichlautend mit derjenigen, welche Mörike selbst, zuletzt im Jahr 1867 besorgt hat. Die zweite Sammlung enthält Gedichte, die von Mörike da und dort veröffentlicht wurden, die er aber nicht für geeignet erfand, in die erwähnte Ausgabe letzter Hand von 1867 aufgenommen zu werden. Die dritte Sammlung bringt Gedichte, die von Mörike selbst nie veröffentlicht wurden,

meist Gelegenheitsgedichte. Eine kleine Zahl ist in dem Buch von Krauß überhaupt zum erstenmal gedruckt worden. Die erste Sammlung ist hier kurzweg als „Gedichte“ angeführt; die Seitenzahlen beziehen sich auf die mir vorliegende fünfte Auflage von 1873, die ein unveränderter Abdruck der vierten Auflage von 1867 ist. Die zweite und dritte Sammlung ist hier bezeichnet mit II und III, so daß z. B. III 43 bedeutet, dritte Sammlung nach Krauß, Seite 43.

Goethe sagt: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen.“ Das ist hier in erster Linie das Gelände zwischen Tübingen und Stuttgart, also Schönbuch und Filder, ferner das Neckartal von Neckartailfingen bis Köngen und das rechte Neckarufer in dieser Gegend bis zum Fuße der Alb. Hier sei nur angeführt, daß die alte Poststraße, auf der Mörike von Tübingen nach Stuttgart oder Bernhausen marschierte, hinter Lustnau über eine zum Teil jetzt noch unbebaute Heide, die jetzige Lustnauer Schafweide, führte, ein Weg von etwa 4 Kilometern, dann in den Schönbuch eintrat, aus dem man nach mehreren Stunden endlich auf die freie und offene Filderebene heraustrat. Die Filderorte sind unter sich und von Stuttgart bekanntlich nicht weit entfernt. Von dem zentral gelegenen Bernhausen z. B. hat man nur drei Kilometer nach Plattenhardt, geht über Schloß Hohenheim, Dorf Birkach und Degerloch in 2½ Stunden nach Stuttgart, geht in 1½ Stunden nach Grötzingen und Neckartailfingen, in 2 bis 2½ Stunden nach Nürtingen und Köngen. Das Gelände rechts vom Neckar, etwa 100 Meter über Thal und nicht ganz so hoch wie die „Filder“, ein beiläufig 10 Kilometer breiter Streifen Lands zwischen dem Fluß und der Alb, gehört schon zum sogenannten Uracher Vulkangebiet; es erheben sich hier zahlreiche kleine Hügel aus Basalttuff, oft Bühl oder Bölle genannt, so Geigers Bühl, der Sitz von Jung Volker, bei dem flach gelegenen Dorf Großbettlingen und der Grafenberg mit dem gleichnamigen Dorf, dem „steil heraufgebauten“ Halmedorf des Maler Nolten. Hier wohnte, an Pfarrer Ferdinand Lempp verheiratet, seit Anfang Juli 1824 Luise, die 1802 geborne ältere Schwester von Klara Neuffer.

III. Die Zeit von 1819 bis Herbst 1822.

Schon vom Elternhaus in Ludwigsburg aus kam Mörike mit seinem Vater, der ihn auf die ärztliche Praxis mitnahm, in das Pfarrhaus des benachbarten Dorfes Benningen, wo Klara, die Schwester seiner Mutter Lotte an den Pfarrer Neuffer verheiratet war; auch sie waren Töchter eines Pfarrers Namens Beyer. Diesen Verkehr setzte er von Stuttgart aus fort, als die Familie Neuffer nach Bernhausen auf den Fildern übergesiedelt war; denn er besuchte nach des Vaters Tod das Stuttgarter Gymnasium, zunächst vom Hause seines Onkels Georgii aus, und da seine Mutter nach dem Verkauf des väterlichen Hauses in Ludwigsburg von 1818 bis Februar 1826 ebenfalls in Stuttgart wohnte, brachte er seine Uracher und Tübinger Vakanzen in dieser Zeit hier zu, kam also auch da noch leicht nach Bernhausen. Aus der Kameradschaft und den Kinderspielen mit dem fast gleichaltrigen Bäschen Klara entwickelte sich beim Eintritt ins Jünglingsalter allmählig eine Jugendliebe, gegen die einzuschreiten die Eltern für ihre Pflicht gehalten zu haben scheinen, als sie allzuspät erkannten, was aus dem vertrauten Verkehr der jungen, etwa sechzehnjährigen Leute werden wollte. Die Wirkung dieses ihres Vorgehens läßt sich an Gedichten und Briefen Mörikes aus seinen letzten Seminarjahren deutlich erkennen; auch fehlt es nicht an Aeußerungen der Eifersucht, entsprechend der natürlichen Art von Jünglingen, die das sanftere Mädchen des Wankelmuts beschuldigen, wenn es sich dem Willen der Eltern fügt, sogar wenn kein Nebenbuhler in Betracht kommt. — Im Frühjahr 1819, also wohl beim Abgang aus der Ostervakanz, soll Mörike dem Bäschen folgende Verse gewidmet haben:

An Klara Neuffer:

Lebe wohl, vergiß mein nicht,
Ewig teuer meinem Herzen!
Denke Dein mit süßen Schmerzen,
Bis das Aug' im Tode bricht.

Nach Fischer in der Kunstwart-Ausgabe von Mörikes Werken München 1906 bei Callwey, (künftig Fischer-Kunstwart) B. II S. VI sind sie aus Schillers Musenalmanach von 1798 S. 303 genommen und von Johann Friedrich Cordes, wonach Krauß III, 4, der sie unter die Gedichte Mörikes eingereiht hat, zu berichtigen ist.

Wichtiger ist ein Lied, das in zwei Handschriften erhalten ist, die eine mit der Aufschrift „in der Hütte am Berg", die andre heißt „die Erscheinung"; eine trägt von Mörikes Hand den Vermerk: Urach 1820.

Die Erscheinung.

1. „Was ich lieb' und was ich bitte
Gönnen mir die Menschen nicht,
Darum, kleine, moos'ge Hütte,
Meid' ich so des Tages Licht.

2. Bin herauf zu dir gekommen,
Wo ich oft der Welt vergaß,
Gerne sinnend bei dem frommen
Roten Kerzenschimmer saß.

3. Weil ich drunten mich verliere
In dem Treiben bang und hohl,
Schließe dich, du niedre Türe
Und mir werde wieder wohl!"

4. So der Einsamkeit gegeben,
Hing ich alten Träumen nach,
Doch der Flamme ruhig Weben
Trost in meine Trauer sprach.

5. Leise, wie durch Geisterhände,
Oeffnet sich die Türe bald,
Und es tritt in meine Wände
Eine liebliche Gestalt.

6. Was ich lieb' und was ich flehte,
Freundlich, schüchtern vor mir stand,
Ohne Sinn und ohne Rede
Hielt ich die geliebte Hand,

7. Fühle Locken bald und Wange
Sanft ans Antlitz mir gelegt,
Während sich im sel'gen Drange
Thräne mir um Thräne regt. —

8. Freundlich Bild im himmelblauen
Kleide mit dem Silbersaum,
Werde nimmer so dich schauen,
Und mich täuschte nur ein Traum.

In den Briefen S. 12 berichtet Mörike seinem damaligen Freund Waiblinger von einem Traum, am 18. Dezember 1821, der ihm traurig zeigte, was er schon seit einem halben Jahre weiß: „ich nannte einst ein Wesen mein, wie Du eines Dein nanntest: Dir ward's genommen, aber Du hast's noch. Ich hab's auch verloren, aber trauriger; denn zu einem andern ist's übergegangen." Auf S. 13 schreibt Mörike demselben Waiblinger am 12. Febr. 1822 „beiliegendes Liedchen lege ich bei", und die Herausgeber des Briefwechsels vermuten, es könnte dies „Die Erscheinung" sein. Fischer S. 31 verlegt diese Sendung an Waiblinger auf das Frühjahr 1821, was unmöglich ist, da Mörike erst am 27. Oktober 1821 mit ihm in Briefwechsel trat. Es ist deshalb nicht sicher, ob Fischers übrige hier gemachte Angaben bezüglich der Zeit zutreffen. Mörike habe nämlich im Juni 1821 von seinem Lieblingsbruder, dem fünfzehnjährigen August, einen lateinischen Brief erhalten, er dürfe wegen Klärchens ruhig sein, sie sei bei ihnen (in Stuttgart) gewesen, habe ihm gesagt, sie liebe Eduard noch und werde ihm schreiben, doch scheine dies nicht geschehen zu sein. Es hat sich also vielleicht auch

dies im Juni 1822 (und nicht 1821) ereignet. Fischer bringt ferner S. 31 eine Silhouette Klaras und führt sie auch im Kunstwart B. II S. 231 bei der Erscheinung als das „reizende Kind" an, das Mörike erschien. Es ist das Brautbild der zwanzigjährigen Klara (von 1824) und ihre Nachkommen besitzen als Gegenstück dazu die Silhouette ihres Bräutigams Schmid; Klara erscheint da allerdings als ein schelmisches, man könnte fast sagen etwas schnippisches Mädchen.

Bekannt ist endlich „Erinnerung an Cl. N.", welches als erste von allen Jugendarbeiten in den „Gedichten" S. 3 kommt. Es mag genügen, hier die vier ersten Verse zu geben.

Jenes war zum letzten Male,
Daß ich mit dir ging, o Clärchen,
Ja, das war das letzte Mal,
Daß wir uns wie Kinder freuten.

Es soll dies Lied im Herbst 1822 in Stuttgart entstanden sein, unmittelbar ehe Mörike die Hochschule bezog.

IV. Die Zeit vom Frühjahr 1823 bis Ostern 1824.

Aus Mörikes erstem akademischen Semester, dem Wintersemester 1822/23 ist hier nichts besonderes zu berichten; in der Frühlingsvakanz 1823 aber wurde er mit der Maria Meyer bekannt, der Heldin der schon erwähnten Peregrinasage. Sie ist als Tochter wohlhabender Eltern in der Schweiz geboren, nach Fischer S. 52 am 1. August 1798 und ist sorgfältig erzogen worden, so daß ihre Bildung, z. B. ihre Kenntnis von Goethe und Jean Paul später viel Aufsehen erregte, als sie zu ihrem sonstigen Gebahren nicht mehr passen wollte. Nach dem Berichte Notters, der sie im Juli 1824 als nüchterner Beobachter in Tübingen sah, hatte sie dunkle Haare und Augen, war auffallend schön und erregte dadurch, sowie durch die Fremdartigkeit ihrer Erscheinung und ihres Betragens (anfangs religiös schwärmerisch, bald aber allzufrei) überall Aufsehen, zumal bei jungen Männern; sie scheint auch mit Vorliebe Plätze aufgesucht zu haben, wo es an solchen nicht fehlte. — Veranlaßt durch den Tod ihres Bräutigams soll sie sich einer religiösen Wandergemeinde angeschlossen haben, die unter dem Einfluß der bekannten Frau von Krüdener stand. Als die Schweizer Behörden

gegen das Treiben dieser Leute einschritten, soll sie den Rückweg ins Elternhaus nicht mehr gefunden und sich schließlich auf eigene Faust herumgetrieben haben. In Württemberg ist sie im Frühjahr 1823 aufgetaucht. Wir folgen von hier ab dem Bericht von Mayne S. 63 ff. und 388 als dem zuverlässigsten, denn er stützt sich auf die Erinnerung einer Augenzeugin, der Frau Marie Kauffmann-Lohbauer. Ihm schließt sich im Wesentlichen auch Krauß an. Darnach hat sie ein Bierbrauer namens Helm von Ludwigsburg bewußtlos auf der Straße Stuttgart—Ludwigsburg angetroffen, mitgenommen und auf ihren Wunsch, aber auch wegen ihrer eigenartigen Schönheit als Kellnerin eingestellt. Er habe sich in seiner Erwartung nicht getäuscht: Die fremde Schöne lockte die ganze Stadt an und nicht zum wenigsten die eben in der Vakanz befindlichen Tübinger Studenten, worunter sich auch Mörike befand. Dieser besuchte nämlich die alten Schulfreunde häufig, darunter die schon erwähnten Lohbauer und Kauffmann. — Wir folgen nun einer Arbeit in den Württ. Vierteljahrsheften 1896, Heft 1 und 2, von Dr. W. Lang in Stuttgart „Rudolf Lohbauer". Darnach ist der erste der Freunde der 1802 geborene Sohn eines im Jahre 1809 gefallenen, kunstbegabten württ. Hauptmanns; er war zuerst in der Kadettenanstalt zu Stuttgart, 1822 ebenda im topographischen Bureau des württ. Generalstabs beschäftigt und trat 1823 aus dem Militärdienst aus, um nur noch bei der Landesvermessung zu dienen. Im Sommersemester 1825 bezog er die Hochschule Tübingen und blieb dort bis Herbst 1827, ohne aber ein geregeltes Studium zu betreiben oder gar ein Examen zu machen. Als radikaler Politiker leitete er von Dezember 1830 an den „Hochwächter", ein Stuttgarter Blatt, aus dem später der „Beobachter" hervorgegangen ist und entzog sich im Herbst 1832 der drohenden Verhaftung durch die Flucht nach Straßburg und in die Schweiz, während der 1803 geborene E. F. Kauffmann, mathemat. Reallehrer und Komponist, seit Aug. 1828 mit Marie Lohbauer verheiratet, im Jahre 1833 aus Anlaß der sogenannten Koseriz'schen Verschwörung (die mit dem Frankfurter Attentat zusammenhängt) verhaftet, darnach gegen Kaution entlassen, aber von seinem Lehramt entfernt, 1838 zu $4^1/_2$ Jahren Festung verurteilt wurde. Er saß die Strafe bis zu seiner Begnadigung im Jahre 1842 auf dem Asberg ab. — Lohbauer führte im Jahr 1823 ein wildes Leben, damals soll er immer eine geladene Pistole bei sich geführt haben, um jederzeit

Selbstmord begehen zu können. Er war einst in die 1798 geborene Schwester Mörikes, Luise, verliebt, die spröd und streng gegen ihn blieb; nur einmal in einer schwachen Stunde mußte sie dulden, daß er, schon mit umgeschnalltem Säbel im Begriff fortzugehen, sie an sich riß und ihr Gesicht mit Küssen bedeckte. Dies führte aber den endgültigen Bruch zwischen ihnen herbei. — Im Jahre 1824, zur Zeit des Philhellenentums, forderte er Mörike auf, mit ihm nach Griechenland zu ziehen, in der Tat eine seltsame Verkennung seines Freundes!

Lohbauer war der eigentliche Liebhaber der Maria Meyer, während der noch nicht 19jährige Mörike sie mehr nur anschwärmte. Das geht ganz deutlich aus einem undatierten Briefe von Schwester Luise an ihren Bruder Eduard hervor, zweifellos im Sommersemester 1823 geschrieben, als er aus den Osterferien ins Stift zurückgekehrt war, wie Mayne in Westermanns Monatheften, Oktober 1901 S. 43 (künftig nur mit Westermann bezeichnet), selbst angibt. Dort bringt er aber auch 3 von den 4 Versen des Gedichts „Nachklang", das nach Krauß um 1826 entstand, und versetzt es in die Zeit unseres Briefes; nach S. 65 seiner Biografie muß man gar annehmen, daß der Brief aus dem Sommer 1824 stamme, ein kleines Beispiel, mit welchen Schwierigkeiten es verbunden war, aus so unsichern, ja widersprechenden Angaben den wirklichen Tatbestand festzustellen. In dem besagten Brief, dem ersten authentischen und abgesehen von dem fehlenden Datum ganz untadeligen Belegstück in der Peregrinafrage, schreibt Luise unter Anderem: „Rudolf (Lohbauer) und Marien, vertraue ihnen nicht zu viel, sie sind beide nicht auf dem rechten Weg! Ich will sie beide nicht richten, aber fragen möchte ich dich, was du von Rudolf's sinnlicher und sündiger Christusliebe hältst . . . unmöglich kann die Verblendung soweit gehen, daß Rudolf selbst die wilde Flamme, die des Mädchens Schönheit und ihre ganze wunderbare Erscheinung in ihm weckte, als ein reines Gott und der Tugend geheiligtes Feuer nährt und unterhält . . . Hätte jene Anregung von außen so wie dich auch ihn geistig berührt, o dann müßten sie anders sprechen". Luise traut weder Lohbauer noch Maria viel Gutes zu; aber das, was sie von letzterer aus Rudolfs Papieren und durch Eduard weiß, genügt ihr nicht, definitiv über sie zu urteilen. Sie müßte sie dazu selbst sehen und beobachten. Ehe aber ihre Zweifel durch solche eigene Beobachtung widerlegt sind, kann sie Maria nicht

für wahr halten. — Ueber den weiteren Aufenthalt der Meyer in Württemberg berichtet Maync S. 64 Folgendes: sie wurde bald nach ihrer Ankunft in Ludwigsburg von der Hauptmannswitwe Lohbauer in ihre Familie aufgenommen und hat von da aus sowohl mit Mörike als mit R. Lohbauer, der damals bekanntlich in Stuttgart wohnte, Briefe gewechselt. Ob sie ersterer nach der Ostervakanz 1823 noch einmal gesehen hat (wie Krauß meint), ist nicht festzustellen; davon, daß sie sich im Sommersemester 1823 längere Zeit in Tübingen aufgehalten habe, wie Fischer will, weiß Maync nichts. Es scheint, daß Fischer aus ihrem einen Tübinger Aufenthalt im Juli 1824 deren zwei gemacht hat, denn was er von dem angeblichen Sommeraufenthalt von 1823 ohne Belege erzählt, ist ganz dasselbe, was vom Juli 1824 durch sichre Urkunden nachgewiesen ist. — Maync berichtet (ohne nähere Zeitangabe) weiter, sie sei plötzlich aus der Familie Lohbauer und aus Ludwigsburg verschwunden und erst wieder in Heidelberg aufgetaucht. Dies war nach einem Brief des Malers Köster, von dem noch die Rede sein wird, um Neujahr 1824 der Fall und sie scheint im Spätsommer und Herbst 1823 bei ihren schwäbischen Freunden verschollen gewesen zu sein. In Heidelberg wurde sie nach Maync von der Polizei aufgegriffen, und da sie sich auf Frau Lohbauer berief, auch Briefe von Mörike und R. Lohbauer vorzeigte, habe man sich in Ludwigsburg bei Frau Lohbauer nach ihr erkundigt.

Das zweite ganz sichere Belegstück in der Peregrinafrage ist ein Brief, den Mörike am 26. Januar 1824 vom Stift aus an seine Schwester Luise (in Stuttgart) schrieb. Es kann die Antwort auf ein Schreiben der Luise vom 14. Januar sein, denn ein solches ist vorhanden, trägt aber die Jahreszahl 1822. Maync, Anhang S. 386, teilt daraus folgende Stelle mit: „soweit hatte ich geschrieben, als deine Anfrage in betreff's Mariens kam. Meine Ansicht hat sich in dieser Zeit nicht geändert, ich habe im Gegenteil immer mehr Gründe dafür und ich erwarte in deinem nächsten Schreiben deine aufrichtige Meinung darüber". Da sich die Geschwister zu dieser Zeit nie über eine andere Maria unterhalten haben, als eben über die Meyer, und da der mitgeteilte Satz gut zu dem Inhalt des nächsten Schreibens, d. h. dem vom 26. Januar (von Eduard an Luise) paßt, meint Maync, die Briefschreiberin müsse sich in der Jahreszahl geirrt haben, was im Januar oft vorkomme, sie habe 1822 geschrieben und 1823 schreiben

wollen. Aber auch im Januar 1823 wußte man in Schwaben von der Meyer noch nichts, Luise hätte also 1822 geschrieben für 1824, was ja auch möglich ist. Zum Glück kommt nicht viel darauf an; es geht aus dem sicher datierten Brief vom 26. Januar 1824 unzweifelhaft hervor, daß die Meyer von Heidelberg aus an Mörike geschrieben hat und daß er ihr nicht antwortete. Er schreibt nemlich an die Schwester (Briefe S. 22): „Du hast wohl und schön mit mir empfunden, liebste Schwester, und hast mir's in dem Brief zu meiner wahrhaftesten Freude so schön und beruhigend zurechtgelegt! . . . Warum sollte ich dir in Bezug Maria's nicht getraut haben? Du scheinst nach deinem letzten Schreiben halb und halb daran zu zweifeln: aber ich antwortete ihr nicht. Unter den weiteren Beweggründen dagegen, wovon du sagst, ist dir vielleicht auch der Universitätsaufenthalt eingefallen, denn weder Jura, noch Medizin, noch — Theologie ist ihr Fach, aber unterhaltend muß es sein; das weiß man auch in Bernhausen. (Das jedoch ohne Parallele, aber auch ohne Scherz.) Und doch scheu ich mich wie vor einem Gespenst, diesen Punkt mehr als halblaut vor mir zu gestehen, weil ich ihn wirklich nicht glaube bei Maria. Ihr Leben, so viel ist gewiß, hat aufgehört in das meinige weiter einzugreifen als ein Traum, den ich gehabt und der mir viel genützt." — Die Worte des Briefes vom Beginn der Klammer bis „viel genützt" sind teils wegen des nachlässigen Satzbaues, teils wegen sachlicher Schwierigkeiten nicht recht verständlich. Wir müssen dazu, dem Gang unserer Darstellung vorgreifend, berichten, daß Klara Neuffer im Januar 1824 bei Frau Pfarrer Schmid, der Mutter ihres spätern Gatten, in Tübingen zu Besuch war, wenn auch nicht wegen der akademischen Unterhaltungen, wie der Briefschreiber meint. Obwohl Schmid selbst, damals Vikar in Neckartailfingen, abwesend war, hatte Mörike doch allen Grund zur Eifersucht. An die Vergnügungssucht der Maria (an die er aber nicht glaubt) mochte er nicht denken, weil ihr schlechter Ruf in dieser Hinsicht auch ihm, ihrem nahen Bekannten, nachteilig war. Was er damit meint, daß ihm der Traum mit Maria viel genützt, ist zweifelhaft; gewöhnlich bezieht man die Worte auf poetische Anregung, die er von ihm erhalten habe.

Das dritte und letzte Belegstück in der Peregrinafrage ist der schon erwähnte Brief des Heidelberger Malers Köster, eines Freundes von Lohbauer. An ihn hatte sich Mörike um Auskunft

über die Meyer gewandt, da er mit ihr selbst nicht mehr in Briefwechsel treten wollte und sollte; er scheint bei dieser Gelegenheit auch den Maler vor ihr gewarnt zu haben. In Kösters Antwort vom 21. Februar 1824, die Mayne bei Westermann S. 42, nicht in seinem Buch, ausführlich mitteilt, liest man „zu seinem (d. h. Ihres Briefes) hoffnungslosen Inhalt in betreff Mariens sage ich ein trauriges Amen, denn er war ja wie ein Grabgeläute der Maria — jener Maria nemlich in unserem Gehirn . . . Maria plauderte von Eduard und Rudolf (Lohbauer) und von R. und E. Ungefähr 6 Briefe gab sie von euch zu lesen. Ich fühlte ganz eure kurze Seligkeit und die traurige Auflösung . . . Unterdessen haben die Erfahrungen hier an der lebenden Marie auch Fortschritte gemacht, so daß dermalen genug Materialien vorhanden sind zum Verzweifeln . . . Rudolf kann Sie beruhigen, daß es mit mir weiter nichts auf sich hat. Ich bin 40 Jahre alt . . . auch kam mir gegen die Gefahr des Giftes gleich das Gegengift zu handen, so daß statt Donner und Schlag nur ein kurzes Wetterleuchten stattfand". Des weitern berichtet Köster, daß Maria mit einigen Gönnern schon zerfallen sei und daß der Boden unter ihren Füßen zu wanken beginne, sie bequeme sich gar zu wenig und sei nicht selten unartig, das könne in den edeln Familien, in denen sie Aufnahme gefunden, freilich nicht geduldet werden. Er glaube nicht, daß man sie in Heidelberg noch lange behalten werde. In einer Nachschrift bemerkt er noch „ich gab mir Mühe bei M., daß Ihre Briefe nicht weiter profanirt würden — sie ihr zu rauben, wäre grausam gewesen." Wann und wie die Meyer Heidelberg verlassen hat und wo sie sich darnach aufhielt, bis sie im Juli 1824 wieder in Tübingen auftauchte, ist nicht sicher bekannt geworden.

Aus den bisherigen Mitteilungen können wir uns etwa folgendes Bild von ihr und ihrem Treiben machen: Sie dürfte die damals so bewunderte Kunst des Magnetisirens geübt haben; streicht ja doch auch in einem der Peregrinalieder (aber nur in den ältesten Fassungen) das Mädchen dem Bräutigam seltsamen Blicks mit dem Finger die Schläfe, wodurch er jählings in Schlummer versinkt. Jetzt ist diese Kunst unter dem Namen des Hypnotisirens allgemein verbreitet und hat, obwohl die Vorgänge dabei noch immer schwer genug zu erklären sind, durch die bekannten öffent=lichen Schaustellungen ihren Nimbus verloren. Die Meyer konnte sich ohne Zweifel auch selbst durch Autosuggestion, wie man jetzt

sagt, in hypnotischen oder nach damaligem Sprachgebrauch somnambulen [1]) Schlaf versetzen, so oft sie wollte. Die Zustände von Bewußtlosigkeit, in denen sie mehrmals in der Nähe von Städten auf der Straße liegend gefunden wurde, mögen wohl solch somnambuler Schlaf gewesen sein. Krauß meint, sie sei epileptisch gewesen, andere sprechen von Geisteskrankheit; der Arzt kann weder das eine noch das andre aus den vorliegenden Berichten entnehmen. Daß sie durch das Uebermaß nervöser Erregungen leidend geworden ist, kann nicht bezweifelt werden. Heutzutage würde man sie kühlen Herzens in eine Klinik bringen oder ausweisen; daß sie damals als eine Art Heilige Aufsehen erregte, verstehen wir wohl, wenn wir der romantischen Richtung des ganzen Zeitalters und vollends des Kultus gedenken, den man gerade bei uns unter dem Einfluß von Justinus Kerner, des Tübinger Professors Eschenmayer und anderer Gelehrter mit der Seherin von Prevorst und ähnlichen Kranken, mit Somnambulen und angeblich Besessenen trieb. Hat doch damals sogar David Friedrich Strauß im 19. Lebensjahr eine Wallfahrt mit drei Freunden zu einer Wahrsagerin bei Tübingen unternommen, wobei unterwegs an einem derselben von einem Schäfer eine Wunderkur verrichtet wurde, auch besuchte er ein Jahr später (1827) die Seherin von Prevorst und Kerner in Weinsberg. Wie sollte da der so phantastisch veranlagte, 18½ Jahre alte Mörike nicht von schwärmerischer Verehrung und tiefem Mitleid für die Heilige entbrennen, die schwer leidend ein solches Wanderleben führen mußte! Daß sie, die fünfundzwanzigjährige, die durch den Tod eines Bräutigams zu ihrer Schwärmerei und diesem Leben gekommen sein soll, auch des Liebesspieles nicht unkundig war, mußte er freilich bald genug erfahren, dafür sorgte schon sein Freund Lohbauer zur Genüge.

Zu den schwierigsten Problemen praktischer Lebensweisheit gehört bekanntlich die harmonische Vereinigung von „irdischer und himmlischer“ Liebe. Gerade gegenwärtig wird dasselbe ja wieder lebhaft genug erörtert, freilich nicht von erfahrenen Männern und Frauen, die es in langer glücklicher Ehe aufs Beste gelöst haben, sondern meist von Mädchen, die ihre krausen Theorien mit der

---

[1]) Von somnus = Schlaf und ambulare = umhergehen, Somnambule also = Schlafwandelnde; hypnos ist das griechische Wort für Schlaf.

Begeisterung unerfahrener Schwärmer zu Markt bringen, Wissenden zum Aerger oder zur Belustigung, Unwissenden oft zum Verderben. Für Mörike war es, abgesehen von seinem jugendlichen Alter, ganz besonders schwierig, sich damit abzufinden. Wie die meisten Künstler für Frauenliebe besonders empfänglich, war er als Theologe, zumal als solcher vom Anfang des vorigen Jahrhunderts, erfüllt vom strengen Geist der damaligen Ethik, man kann wohl sagen von einem finstern Dualismus, der theoretisch aus der Liebe alle Sinnlichkeit verbannen möchte, ohne natürlich im Leben dieser Forderung nachkommen zu können. Einmal wurde ihm sogar seine Liebe zu Klara unheimlich (s. S. 56) und als er merkte, daß seine Gefühle gegen Maria sinnlicher Art wurden, erschien auch sie ihm, vielleicht ohne viel eigene Schuld, als Sünderin und sank tief herab von dem erhabenen Thron, den ihr der jugendliche Schwärmer in seinem Herzen aufgebaut hatte. Daß seine Gefühle von der Art wurden, müssen wir trotz des Zeugnisses seiner Schwester Luise annehmen, die ihren Bruder in dieser Sache nach angeborner Mädchenart nicht recht beurteilen konnte. Lebenserfahrene wissen, daß er diesem Geschick gar nicht entgehen konnte, sobald er sich mit Maria einließ; es ging ihm eben hier „wie seinen Brüdern allen". Ein ganz treuer Liebhaber, mag er auch noch so jung und naiv sein, ist sich ohne viel Besinnen darüber klar, daß ihm ein vertrauter Verkehr mit andern Mädchen nicht zusteht und hält sich davon fern, was Mörike ohne die Anziehung durch religiöse Schwärmerei und Wunderglauben wohl auch getan hätte. Wir können noch einen weitern Grund zu seiner Entschuldigung anführen: Die Störungen in seiner Liebe zu Klara, auf welche die Gedichte und Briefe von 1820 bis 1822 hinweisen. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß ein Jüngling, der als unreifer Knabe aus seinem Paradiese vertrieben wird, gern einige Stufen tiefer dahin geht, wo er als junger Herr willkommen ist.

Als erwünschte Bestätigung unserer bisherigen Ausführungen, die Maria betreffend, ist hier ein Gedicht Bauers an Mörike anzuführen. Es findet sich S. 384 in „Ludwig Bauers Schriften", Stuttgart 1847, die nach seinem Tod von seinen Freunden herausgegeben wurden; wann es gedichtet wurde, ist nach Notter unbekannt. Mörike soll sich an der Herausgabe beteiligt und gerade dieses Gedicht überarbeitet haben, was Mayne S. 66 bedauert, da es nun nicht mehr in der Originalfassung

vorliege. Dies Bedauern wäre aber doch nur gerechtfertigt, wenn man Ursache hätte zu denken, daß Mörike den früher richtigen Inhalt verschleiert habe; er kann ja aber auch falsche Auffassungen Bauers berichtigt, oder kann nur formelle Aenderungen gemacht haben. Das Gedicht ist überschrieben:

Geheimniß.
An E. M.

(Nachdem derselbe seinem Freund ein merkwürdiges Lebensereignis anvertraut hatte.)

In 8 Strophen spricht bald Mörike, bald Bauer. Die erste Strophe drückt den Wunsch von Mörike aus, die Gottesmutter in Einem Bild zu erfassen „als Gottheit und ihr menschliches Erblassen“. In der zweiten Strophe führt uns Bauer in die erleuchtete Brunnenstube, dem später noch zu erwähnenden Schauplatz des vertrauten Verkehrs der Freunde. In der dritten bis fünften Strophe spricht wieder Mörike wie folgt:

3. „Ach, daß du einmal nur sie könntest schauen,
Wenn mit gesenktem Haupt sie schmerzlich lacht!
Säh'st ihren Blick mit zauberhaftem Grauen,
Den goldenen Ring in ihres Auges Nacht!
Hörtest die Melodie der Sprache klingen,
Die Schweizerlaute, die zum Herzen dringen!
Säh'st du die Sonne, die ein Flor getrübet,
Die heil'ge Sünderin, die ich geliebet!

4. O welch' ein Frühlingsschein! o welche Sterne,
Die ich aus dem verklärten Auge trank,
Wenn rückgekehrt aus unbekannter Ferne,
Sie an das Herz mir liebeatmend sank!
Ein Wort, so ward's ihr lichter, ward ihr freier,
Von ihrem Geiste fällt des Lebens Schleier,
Und, über finstres Nebelgrau gezogen,
Erschimmert mir ein goldner Regenbogen.

5. Und säh'st zuletzt, wie ich, den Wahn erblickend,
Des thränenvollen Endes schon gewiß,
Der Heiligen die Hand noch einmal drückend,
Mich von der Sünderin, dem Weibe, riß, —
Und dort das Abendrot in stillem Prangen,
Der Tag im Busen ewig untergangen —
Mich hingegeben gotterfüllten Schmerzen,
Maria's Namen einzig noch im Herzen!“



Der kaum verständliche Schwulst der drei übrigen Strophen (Bauer spricht hier) kann dem Leser füglich erspart bleiben.

Das „merkwürdige Lebensereignis" stammt aus der Zeit des ersten, eben beschriebenen Aufenthalts der Maria in Ludwigsburg im Jahre 1823, denn Bauer schreibt im Eingang eines noch mitzuteilenden Briefes an Mörikes Schwester Luise vom 10. Juli 1824, daß der Bruder ihm schon vor längerer Zeit, in der vorhin erwähnten Brunnenstube, „die Gestalt seiner Maria heraufführte" (Westermann S. 46). Den dritten und vierten Vers der vierten Strophe wird der Mörikekenner zunächst auf den Aufenthalt der Maria in Tübingen im Juli 1824 beziehen, denn außerdem ist sie niemals aus unbekannter Ferne zurückgekehrt. Doch erhebt sich dagegen sofort das Bedenken, daß Mörike sie damals beharrlich abwies und nie gesehen hat, geschweige denn, daß sie ihm da liebeatmend ans Herz gesunken wäre und zu solchen Unwahrheiten bei der Darstellung eines Erlebnisses berechtigt doch auch die weitgehendste poetische Freiheit nicht. Wir müssen die Verse so verstehen, daß die „Rückkehr aus unbekannter Ferne" das Erwachen aus einem somnambulen Schlaf bedeutet. Denn Fernwirkungen gehörten und gehören zu den Hauptbetätigungen der Somnambulen und Sensitiven, sie wanderten damals bekanntlich in ihrem Zauberschlaf nicht nur in entfernte Gegenden der Erde, sondern sogar auf Gestirne wie die Sonne, den Sirius, und beschrieben ihre Erlebnisse dort genau. Auf ein „magisches" Wort fiel dann des Lebens Schleier von ihrem Geist, sie kehrten in die gemeine Wirklichkeit zurück wie heute noch die Hypnotisierten auf den Anruf des Hypnotiseurs. Soweit wäre also alles in der Ordnung der Somnambulen gewesen, daß Maria aber beim Erwachen ihrem jungen Verehrer liebeatmend ans Herz sank, gehörte nicht notwendig zur Sache, wenn es auch zwischen Magnetiseur und Somnambule oft genug vorgekommen sein mag und noch vorkommen soll. Jedenfalls wurde es Mörike des Guten zu viel und belehrt durch solche Erfahrungen „erblickte er den Wahn", wohl bei sich und ihr, und riß sich von der Sünderin los. — Briefe hat er darnach freilich noch längre Zeit mit ihr gewechselt.

Mörike hat Alles, was in seinen eigenen Papieren auf Maria hinwies, sorgfältig entfernt, zum Teil durch Ausschneiden der betreffenden Stellen. Eine Sammlung von „Papieren von und über

Maria Meyer“, die seine Schwester Luise[1]) angelegt hatte, mußte er als Vermächtnis gleich nach ihrem Tod an ihre Freundin Lotte Späth schicken und diese soll sie später in einem Anfall von Geistesstörung verbrannt haben. Doch war ihr ausdrücklich das Recht eingeräumt worden, sie zu lesen, also sind sie so gar geheim nicht behandelt, sondern nur durch einen Zufall vernichtet worden.

Es erhebt sich nun selbstverständlich die Frage, welchen Einfluß der Verkehr Mörikes mit Maria Meyer auf sein Verhältnis zu Klara Neuffer gehabt hat. Wie er sich selbst damit abfand, erfahren wir aus einem im Jahre 1823 entstandenen Lied „Nächtliche Fahrt“, S. 6 der Gedichte, von welchem nur diese eine Fassung bekannt ist.

Nächtliche Fahrt.

1. Jüngst im Traum ward' ich getragen
Ueber fremdes Heideland;
Vor den halb verschlossnen Wagen
Schien ein Trauerzug gespannt.

2. Dann durch mondbeglänzte Wälder
Ging die sonderbare Fahrt,
Bis der Anblick offner Felder
Endlich mir bekannter ward.

3. Wie im lustigen Gewimmel
Tanzt nun Busch und Baum vorbei!
Und ein Dorf nun — guter Himmel!
O mir ahnet, was es sei.

4. Sah ich doch vor Zeiten gerne
Diese Häuser oft und viel,
Die am Wagen die Laterne
Streift im stummen Schattenspiel.

5. Ja, dort unter'm Giebeldache
Schlummerst du, vergeßlich Herz!
Und daß dein Getreuer wache,
Sagt dir kein geheimer Schmerz.

6. Ferne waren schon die Hütten;
Sieh, da flattert's durch den Wind!
Eine Gabe zu erbitten
Schien ein armes, holdes Kind.

---

[1]) Noch nach dem Jahre 1900 sind aus ihrem Tagebuch 3 Blätter herausgeschnitten worden, die sich auf Maria beziehen, der Eintrag vom 24. Juli 1824. Fischer hat ihn kurz vorher gesehen, s. S. 39 und 47.

7. Wie vom bösen Geist getrieben
Werf' ich rasch der Bettlerin
Ein Geschenk von meiner Lieben,
Jene goldne Kette, hin.

8. Plötzlich scheint ein Rad gebunden,
Und der Wagen steht gebannt,
Und das schöne Mädchen unten
Hält mich schelmisch bei der Hand.

9. „Denkt man so damit zu schalten?
So entdeck' ich den Betrug?
Doch den Wagen festzuhalten,
War die Kette stark genug.

10. Willst du, daß ich dir verzeihe,
Sei erst selber wieder gut!
Oder wo ist deine Treue,
Böser Junge, falsches Blut?"

11. Und sie streichelt mir die Wange,
Küßt mir das erfrorne Kinn,
Steht und lächelt, weinet lange
Als die schönste Büßerin.

12. Doch mir bleibt der Mund verschlossen,
Und kaum weiß ich, was geschehn;
Ganz in ihren Arm gegossen,
Schien ich selig zu vergehn.

13. Und nun fliegt mit uns, ihr Pferde
In die graue Welt hinein!
Unter uns vergeh' die Erde,
Und kein Morgen soll mehr sein!

Das Lied ist dem Ortskundigen ohne Weiteres verständlich. Die Fahrt geht von Tübingen nach Bernhausen, zuerst über die Heide bei Lustnau, dann durch den mondbeglänzten Schönbuchwald, die bekannteren offenen Felder in das wohlbekannte Dorf. Es ist bei der Ankunft daselbst immer noch Nacht, denn die Laterne des Wagens brennt, und Klara, das vergeßliche Herz, schlummert in ihrem Giebelstübchen ohne Ahnung, daß ihr Getreuer wache. Die Fahrt geht weiter, das Dorf bleibt zurück, da flattert ein armes Kind — die Bettlerin Meyer-Peregrina — durch die Lüfte herbei und er wirft ihr, wie vom bösen Geist getrieben, die ihm einst von Klara geschenkte goldene Kette (seine Liebe) hin. Plötzlich hält der Wagen, denn Klara, das schelmische Mädchen ist zur

Hand und hemmt auf wunderbare Weise das Rad mit der eben hingeworfenen Kette, die sich dazu stark genug erweist. Mit der Hemmung der Fahrt ist Peregrinas Einfluß ausgeschaltet, Eduard und Klara versöhnen sich — auch ihr Benehmen ist nicht ganz tadellos gewesen, so daß sie als schöne Büßerin lange zu weinen hat. Das versöhnte Paar besteigt den Wagen und fliegt, nun nicht mehr mit vorgespanntem Trauerzug, in die (morgen=) graue Welt hinein.

Mit einer Ausnahme decken sich in unserm Lied Inhalt und Form vollkommen: Die Verwendung der goldenen Kette, des an sich schönen Bildes, bereitet eine gewisse Schwierigkeit. Wollte man sie dadurch heben, daß die Heranflatternde Klara ist, die in Gestalt der Peregrina ihren Liebhaber prüft und ungetreu findet, so spielen sich die Vorgänge im Gedicht logischer ab, stimmen aber schlechter mit der Wirklichkeit, auch wäre die Hemmung des Wagens bei dieser Annahme eigentlich überflüssig.

Die 2 anderen Lieder von 1823, auf S. 9 und 238 der Gedichte, der „junge Dichter“ und „Tag und Nacht“ scheinen in der Fassung, wie sie da stehen, mit der nächtlichen Fahrt eine Gruppe zu bilden in welcher zuerst „Tag und Nacht“ käme, dann „Die nächtliche Fahrt“ und endlich „Der junge Dichter“, welcher nach Angabe von Krauß in der Herbstvakanz 1823 entstanden ist. Varianten dieser zwei Lieder bei Fischer=Kunstwart 1. Band S. 254 und 264 fügen sich einer solchen Auffassung nicht recht, indessen ist hier nicht zu ersehen, aus welcher Zeit diese andern Fassungen stammen; die für „Tag und Nacht“ angegebene Variante eines Verses weist auf die Zeit von 1825 hin (s. unter S. 48). Es mag also hier genügen, von jedem dieser Lieder ein paar Strophen nach den „Gedichten“ anzuführen.

Aus „Tag und Nacht.“

5. **Und doch ist ein tiefes Ahnen**
Von dem Fremdling ihr geblieben;
Wie ein Traum will sie's gemahnen
An ein früh gehegtes Lieben.
Glänzen dann auf allen Wegen
Schmuck und Perlen ihr entgegen,
Denkt sie wohl, wer es gebracht.



6. **Schnell den Schleier vorgezogen,**
Steht das Töchterchen in Thränen,
Und der Mutter Friedensbogen
Neigt sich tauend ihrem Sehnen;
Erd' und Himmel haben Frieden,
Aber ach, sie sind geschieden,
Sind getrennt, wie Tag und Nacht.

Der „junge Dichter“ kann das tief Empfundene, das staunende Entzücken nur unvollkommen in den Gesang hinüberspielen und muß stets ein Schüler bleiben, so lang er von der Geliebten fern ist. Dies ist der Inhalt der zwei ersten Abschnitte dieses Gedichts; der dritte schildert die Vereinigung mit ihr wie folgt:

Aber, Liebchen, sieh bei dir
Bin ich plötzlich wie verwandelt!.
Im erwärmten Winterstübchen,
Bei dem Schimmer dieser Lampe,
Wo ich deinen Worten lausche,
Hold bescheidnen Liebesworten!
Wie du dann geruhig deine
Braunen Lockenhaare schlichtest,
Also legt sich mir geglättet
All' dies wirre Bilderwesen,
All' des Herzens eitle Sorge,
Vielzerteiltes Tun und Denken.
Froh begeistert, leicht gefiedert,
Flieg ich aus der Dichtung engen
Rosenbanden, daß ich nur
Noch in ihrem reinen Dufte,
Als im Elemente, lebe.
O, du Liebliche, du lächelst,
Schüttelst, küssend mich, das Köpfchen,
Und begreifst nicht, was ich meine.
Möcht' ich selber es nicht wissen,
Wissen nur, daß du mich liebst,
Daß ich in dem Flug der Zeit,
Deine kleinen Hände halte!

Es sei dazu noch bemerkt, daß in der oben erwähnten Variante Fischers für den jungen Dichter steht: liebe anstatt braune Lockenhaare.

Gestützt auf die „nächtliche Fahrt“, ferner auf eine Stelle in einem Brief an Hartlaub vom 25. Mai 1827, worin Mörike schreibt, Vikar Schmid, der damalige Bräutigam Klaras sei vor drei Jahren

in seine Fußstapfen (bei ihr) getreten (s. S. 54) muß man den Schluß ziehen, daß er auch nach den Ereignissen des Frühjahrs und Sommers 1823 an seiner Liebe zu Klara festhielt und an einem glücklichen Ausgang derselben nicht verzweifelte. Dafür spricht auch der vertrauliche Verkehr der Familie Mörike im Bernhauser Pfarrhause in der Karwoche 1824, wo Eduard und sein Freund Flad am Gründonnerstag und Karfreitag zum ersten Mal predigten (Fischer S. 53). Nach dem Tagebuch der Schwester Luise war sie, die Mutter und die andern (im Elternhause noch anwesenden) Kinder aus diesem Anlaß vom Mittwoch bis Samstag in Bernhausen, ja Eduard selbst kehrte erst am Osterfest Nachmittag „heiter und zufrieden" nach Stuttgart zurück. Die Mutter fühlte sich da unbeschreiblich wohl und glücklich unter ihren Kindern, ich sah sie nie so heiter — schreibt Luise. Aber Klara Neuffer war sicher am Karfreitag, wahrscheinlich über diese ganze Osterzeit (Mitte April) von Hause abwesend und Eduard fand sich bald darauf veranlaßt, Bernhausen für lange Zeit zu meiden.

Mayne schreibt in dieser Angelegenheit auf S. 62 wie folgt: „Die stille Neigung Mörikes zu Klärchen Neuffer, der Jugendgespielin, ward jäh unterbrochen, als diese sich mit einem Vikar Schmid verlobte. Sie hatte geraume Zeit angehalten. Eduard war ein häufiger Gast im lieben Bernhausen, der Onkel schickte eßbare Liebesgaben nach Tübingen, wo die Tante, die freilich von einer künftigen Verbindung wenig wissen wollte, selbst einmal vorsprach. Eduard sandte dem Bäschen Küsse und heimliche Briefchen, die seine Geschwister Luise und August übermittelten. Doch fehlte es auch nicht an allerlei Störungen des Verhältnisses, das schließlich das Ende der meisten Jugendliebschaften nahm. Eduard trug daran nicht leicht. Seine Neigung war treu und ächt gewesen. Die Enttäuschung war groß und er hatte, so wenig er es sich anmerken lassen wollte, böse Stunden innerlich zu überwinden. Aengstlich ging er einem Zusammentreffen mit der Ungetreuen aus dem Wege und war noch im Jahre 1827 tief bewegt, als er sie einmal wiedersah."

„Aber noch hatte sich dieses Band nicht gelöst, als über den jungen Dichter mit einem Ungestüm, dem nicht zu widerstehen war, zum ersten Mal die heiße Liebe zu einem voll erblühten Weibe kam. Es war die größte Leidenschaft seines Lebens, auch sie verlief

glücklich. Der Schmerz über das entschwundene Glück dieser Liebe legte dem Dichter die ersten tief individuellen Töne auf die Lippen und gab ihm die poetische Feuertaufe."

Ueber die Zeit, zu welcher Mörike die „große Enttäuschung", die Verlobung Klaras, erfuhr, findet sich bei Maync keine Angabe, Fischer S. 58 gibt Ende August 1824 dafür an, Krauß schreibt S. 60: kurz vor März 1825, wo Mörike den einzigen bekannt gewordenen Besuch der Tante Neuffer in Tübingen erhielt, also wohl denselben, auf den Maync oben anspielt. Seine erste Begegnung mit Maria fällt bekanntlich auf die Ostervakanz 1823, also zwischen sein erstes und zweites akademisches Semester; seine Liebe zu ihr entbrannte damals nach der Ansicht aller drei Biografen „mit einem Ungestüm, dem nicht zu widerstehen war", ließ sich während ihrer Abwesenheit aus Schwaben nur mühsam unterdrücken und loderte von Neuem aufs heftigste auf, als sie im Juli 1824 in Tübingen erschien. Der harmlose Jüngling, der erst im September 1824 das zwanzigste Lebensjahr zurücklegte, hätte also von Ostern 1823 an und reichlich 5/4 Jahre lang ein abscheuliches Doppelspiel getrieben und auch Klara hätte sich als richtige Kokette lange an den unerlaubten Huldigungen ihres jugendlichen Verehrers erfreut, um ihn plötzlich fallen zu lassen, als sie einen ernsthaften Freier fand. Von solch häßlicher Gestalt soll die berühmte und gefeierte Dichterliebe Mörike's gewesen sein!

Eine genauere Betrachtung ergibt, daß Maync hier zwei S a g e n k r e i s e zu einem unmöglichen Bild zusammengefügt hat. Was über das Verhältnis von Mörike und Maria u r k u n d l i c h feststeht, ist oben vollständig angegeben worden, was darüber hinausgeht, steht auf dem zweifelhaften Grund der Deutung — und Mißdeutung von Gedichten und eines Romans, des Maler Nolten. Was das Verhältnis Mörikes zu Klara in seinen ersten akademischen Semestern betrifft, so hat Maync für seine Schilderung keine schriftlichen Belege beigebracht; man hat sie also nach S. VI seiner Vorrede auf den mündlichen Bericht von K l a r a M ö r i k e zurückzuführen, die zwar des Dichters Schwester und spätere langjährige Lebensgenossin war, aber als A u g e n z e u g i n der Vorgänge vom Herbst 1822 bis Herbst 1824 nicht in Betracht kommt, sie ist ja erst 1816 geboren. — Daß hier nicht Alles in Ordnung sei, hätte Maync sowie die anderen Biografen schon daraus erraten können, daß abgesehen von der eben erwähnten (an Hartlaub gerichteten)

kurzen Bemerkung über das Wiedersehen Klaras im Jahr 1827 in der ganzen landläufigen Mörikeliteratur von einem Eindruck, den die „große Enttäuschung“ auf ihn gemacht hat, gar nichts bekannt ist. Sollte von ihr in der Tat nicht das kleinste Lied Zeugnis geben, sollte sie ihm nicht den kleinsten Ausdruck des Schmerzes oder Unwillens ausgepreßt haben? Es sind doch zwei Briefe an Flad und Hartlaub aus dieser Zeit, vom 26. August und 1. September 1824 bekannt (Briefe S. 29 und 30), aber niemand hat bisher eine Andeutung auf Klaras Verlobung darin finden wollen. Dem besser Unterrichteten wird eine solche in dem Briefe an Hartlaub künftig allerdings nicht mehr entgehen.

Der Ueberlieferung bei Klara Mörike steht die Ueberlieferung bei den Nachkommen der Klara Schmid gegenüber, wonach ihre Großmutter „von Eduard nichts wollte, da sie sein launisches Wesen wohl kannte und er ihr überhaupt ein widerwärtiger Vetter war.“ Die Wahrheit liegt ohne Zweifel in der Mitte. Sittsame, erwachsene Mädchen unseres gebildeten Mittelstandes, denen die Begriffe Liebe und Ehe zusammenfallen, schenken befreundeten, etwa gleichaltrigen Jünglingen, bei denen jede Heiratsmöglichkeit so ausgeschlossen scheint, wie es bei Mörike in seinen ersten akademischen Semestern nicht ohne eigene Schuld der Fall war, keine eigentliche Liebe (so wenig als z. B. einem Kutscher oder einem Prinzen) sie betrachten und behandeln sie gegebenen Falls ungefähr wie besonders liebe Brüder, bemuttern sie wohl auch gerne ein wenig; während die Gefühle der Jünglinge ganz anderer Art sind. Kommt es nicht zu einer frühzeitigen Aussprache zwischen den jungen Leuten — bei der Schüchternheit bescheidener Jünglinge, wenigstens heutzutage, ein seltener Fall — so wird der Liebhaber oft genug die „große Enttäuschung“ erleben, indem sich seine Angebetete plötzlich verlobt. Findet er sich nicht gutwillig in seine Lage, so wird er ihr widerwärtig teils als Störenfried, teils weil sie zu spät erkennt, daß sie doch nicht ganz recht gehandelt hat; denn *sie* verließ sich auf die Ergebenheit und Treue ihres Pagen und hätte ihm Flatterhaftigkeit recht übel genommen. Dieses seltsame Verhalten liegt teils in der angeborenen (nicht anerzogenen, wie heutzutage viele meinen) Verschiedenheit der Gefühle bei beiden Geschlechtern, teils in der Unmöglichkeit der natürlich-rechtzeitigen, d. h. frühen Heirat für die jungen Männer dieses Standes. Außer durch nicht zu beseitigende Ursachen, die aber nur für einzelne Berufsarten wie z. B. den des

Offiziers gelten, wird sie hauptsächlich verhindert durch die jetzige Art ihrer Ausbildung, die nicht nur übermäßig teuer ist, sondern auch, die sogenannten Referendärsjahre eingerechnet, zu einer Vergeudung der kostbaren Jugendzeit meist in energielosem, entnervendem Wohlleben führt und so zu einer der wichtigsten Quellen moderner Unsittlichkeit geworden ist. Es enden also die meisten Jugendliebschaften unglücklich, wie Mayne mit Recht sagt, was abzuwenden aber nicht sowohl Sache der jungen Mädchen als ihrer lebenserfahrenern Mütter ist, und Frau Pfarrer Neuffer ist sich auch ohne Zweifel ihres Versehens wohl bewußt gewesen, als sie (s. S. 48) im März 1825 den sauren Gang zu ihrem gekränkten Neffen antrat.

Nach diesem gewöhnlichen Schema wird sich also auch die Entfremdung zwischen Eduard Mörike und Klara Neuffer vollzogen haben, von deren Ablauf wir nichts Näheres wissen. Wenn wir uns aber erinnern, daß zu ihrer Zeit Studenten-Verlobungen und frühe Heiraten viel leichter möglich und weit häufiger waren als heutzutage, werden wir ihnen ein größeres Maß von Selbstverschulden — Energielosigkeit und Mangel an Fleiß seinerseits, Flatterhaftigkeit ihrerseits — zuschreiben müssen, als wenn wir sie nach jetzigen Verhältnissen zu beurteilen hätten, und wir finden diese Auffassung durch das Tagebuch von Luise Mörike bestätigt. Allerdings haben auch zufällige äußere Umstände dazu beigetragen, daß sich die beiden von Beginn der Universitätszeit Mörikes bis zu Klaras Verlobung sehr selten, vielleicht nie sahen. Eine eigentliche Weihnachtsvakanz gab es damals für die Stiftler nicht; Eduard ist allerdings am 24. Dez. 1822 unerwartet für ein paar Tage nach Stuttgart zu Besuch gekommen. Die Ostervakanz dauerte nicht viel über drei Wochen und die Herbstvakanz des Stiftlers etwa von 21. Sept. bis 21. Okt. In der Ostervakanz 1823 beginnt Mörikes Verkehr mit Maria, da wird er kaum viel an Klara gedacht haben, im Herbst 1823 war er krankheitshalber die meiste Zeit in Oberschwaben. In den „Schriften Bauers" steht (S. XII) bei einem Brief, den dieser am 6. Sept. 1823 vom Stift aus (nach Scheer?) an seinen Freund schreibt, die Fußnote „Mörike hat damals zur Heilung eines bedenklich scheinenden Brustleidens Tübingen auf einige Zeit verlassen müssen" und im Brief ist von einer Kur die Rede, die er fleißig gebrauchen solle. Fischer S. 49 schreibt aus diesem Anlaß von Mörike „seine innere Aufregung steigerte sich" und man muß nach dem Zusammenhang denken, die Aufregung wegen der Maria;

einen Beleg für eine solche innere Erregung konnte ich aber nirgends finden, vollends nicht, daß sie sich auf Maria bezogen hätte.

Es ist nunmehr über Christian August Schmid und Klara Neuffer das für unsere Zwecke Erforderliche zu berichten. Auch Schmid stammt väterlicher- und mütterlicherseits von altwürttembergischen Pfarrfamilien ab, ist am 28. Mai 1802 in Kilchberg bei Tübingen geboren und verlor seinen Vater schon im Jahre 1807, der wenige Monate, nachdem er die Pfarrei Schaffhausen übernommen hatte, starb. Darauf zog die Mutter wieder in ihre Vaterstadt Tübingen zurück, denn sie war eine Tochter des frühern Dekans Ernst Bengel in Tübingen, damit auch Enkelin des berühmten Prälaten Bengel und ihr Bruder, Ernst Gottlieb Bengel war damals ein hochangesehener Professor der Universität. Klüpfel sagt von ihm in seiner Geschichte der Universität Tübingen, er habe als erster Theologe des Landes seine Fakultät mit recht sichtbarem Selbstbewußtsein beherrscht und als er, noch nicht 57jährig, Ende März 1826 unerwartet an einer Operation starb, erweckte sein Tod nicht nur in Tübingen, sondern überall die größte Teilnahme, ja galt geradezu für eine Landeskalamität. — Christian Schmid besuchte bis zum Herbst 1817 das Lyceum in Tübingen, nach Stammbuchblättern nicht nur Mitschüler, sondern auch Freund von Hermann und Wilhelm Hauff, und ging dann, da das Lyceum keine Oberklassen hatte, in das Seminar Maulbronn über, ein Jahr jünger als seine meisten Mitschüler. Daß er trotzdem mit ihnen im Herbst 1819 ins Stift aufgenommen wurde, spricht für guten Fleiß und Begabung. Im Herbst 1823 machte er sein Abgangsexamen in Tübingen und vom 3. bis 6. August 1824 sein Dienstexamen in Stuttgart, wonach er als Pfarrer angestellt werden konnte; in seiner Promotion waren Wilh. Denk, der jüngere Bruder des Grötzinger Pfarrers Denk, ferner die spätern Konf.-Räte Grüneisen und Stirm, denen er nach einer Briefstelle auch noch später nahe gestanden ist. Als Student war er also vom Herbst 1822 bis Herbst 1823 mit Mörike auf der Hochschule, wahrscheinlich sogar im Stift; jedenfalls war er in jüngern Semestern Stiftler und ordentliches Mitglied der Burschenschaft. Im Spätherbst 1823 wurde er Vikar in Neckartailfingen und kam von da am Anfang Dezember 1825 in gleicher Eigenschaft nach Köngen. Am 18. Mai 1827 wurde er zum Pfarrer in Dagersheim ernannt, einem Patronat des Tübinger Senats, das noch sein Onkel Bengel als Anfangs-

stelle für ihn ins Auge gefaßt hatte. Daß er weitläufig verwandt war mit der Familie Neuffer, ein sogenannter schwäbischer Vetter, braucht als bei alteingesessenen Familien des schwäbischen Pfarr- und Beamtenstandes keines besondern Nachweises, denn sie sind alle mit einander verwandt; daß er mit der Familie Neuffer schon lange bekannt war, geht aus einem seiner Stammbuchblätter hervor, in das sich Luise Neuffer in Tübingen im Juli 1817 mit einigen Versen von Goethe eintrug und der Unterschrift „Deinem freundlichen Andenken empfiehlt sich Luise Neuffer“; es ist dieselbe, welche Mörike in Grafenberg besuchte und im Jahre 1863 von Bebenhausen aus als seine liebe Base Lempp, denn sie lebte von 1858 bis 1873 in Tübingen als Witwe. Eine Tochter von ihr ist noch am Leben und eine Nichte ihres Mannes lebt hier in Urach; beiden verdanke ich wichtige Aufschlüsse.

Klara Neuffer ist am 1. Juni 1804 geboren. Es gibt außer den S. 15 erwähnten Silhouetten noch ein Bildchen des Brautpaars aus Klaras Stammbuch, das laut zugehörigem Gedicht einen Besuch in Tübingen bei Frau Pfarrer Schmid darstellt und zwar sehr primitiv, aber dadurch von großem Wert ist, daß es in Wasserfarben gemalt die Personen trotz ihrer Kleinheit — die Köpfchen sind nur 3 mm hoch — offenbar recht charakteristisch wiedergiebt. Klara trägt ein himmelblaues Kleid, wie in der „Erscheinung“, mit kurzen Puffärmeln, und das Stulpnäschen der Silhouette ist auch hier wohl erkenntlich; Schmid hat reiches, dunkles Rollenhaar und eine Hackennase, was zu seinem Cerevisnamen Rabbi wohl paßt. Klara ist eine zarte Figur, „ein zierliches Schätzchen“, mit hellblondem reichem Haar, tief-dunkelblauem Auge und sehr weißer Haut an Gesicht und Armen, wie man sie bei keiner der vier andern Personen des Bildes so trifft. Auch an Klaras Schwester Luise rühmten alle, welche sie noch persönlich gekannt haben, den auffallend zarten Teint und die ungewöhnlich weiße Hautfarbe. Klara starb Ende Juni 1837, also schon am Anfang ihres 34. Lebensjahres an Lungenschwindsucht, der auch ihr einziger Sohn Ernst im 15. Lebensjahre erlag; der Arzt hält junge Leute von solch zartem, wie man sagt fast durchsichtigem Aussehen bekanntlich für disponirt zur Schwindsucht. Klara, in früherem Alter offenbar ein sehr heiteres Mädchen — sie wird in dem zum Stammbuchbild gehörigen Gedicht als Husärchen bezeichnet — war schon als Braut viel krank. In einem Brief an Schwester Luise (Lempp) vom 27. Nov.

1824 schreibt sie: „Es ist freilich wieder eine lange Zeit, die mich ins Haus und ins Bett spricht, aber seit einigen Tagen fühle ich doch, daß die völlige Genesung nimmer so gar fern ist.“ Sie muß noch immer jeden dritten Tag ganz im Bett zubringen, aber im Ganzen ist sie doch gestärkter als bei früheren Schmerzen. Am 29. Januar 1827 schreibt sie an dieselbe Schwester von Tübingen vom Haus ihrer Schwiegermutter aus, bricht aber plötzlich ab und schreibt erst am 31. weiter, daß sie ihr altes Kopfweh vor 2 Tagen zur Ruhe nötigte, „Gottlob, daß es nur beim Kopfweh blieb“. Sie scheint also nervenleidend gewesen zu sein, wirklich ein „krankes Blut“ und ihre Briefe machen bei aller Liebe zu Schmid, die da und dort hervortritt, keinen freudigen Eindruck. Er steigert sich zu tiefem Mitleid, wenn man die Briefe ihrer Mutter vom Beginn des Jahres 1837 bis zu ihrem Tode, Ende Juni 1837, liest. Sie hat danach in dem letzten Halbjahr ihres Lebens sehr schwer gelitten, abwechselnd gepflegt von ihrer Mutter, ihrer Schwiegermutter und ihrer Tante, der Frau Witwe Bengel. Von dem Inhalt ihrer eigenen Briefe ist noch zu erwähnen, daß sie im April 1826 von Mine Denk in Grötzingen (der Schwester von Luise Rau) zu Gevatter gewonnen wurde, das Kind soll nach ihr Klara heißen. Sie war wegen des jähen Todes von Prof. Bengel zur Unterstützung der Frau Pfarrer Schmid nach Tübingen gegangen und dieser April-Brief ist erfüllt von der Todenklage über ihn. Bei ihrem oben erwähnten Tübinger Aufenthalt im Winter 1827 benützen Lempps die Schlittenbahn zu einem Besuch dort und Luise schreibt, nach Grafenberg zurückgekehrt, am 7. Febr. an die Eltern nach Bernhausen: „Das liebe Klärle trafen wir heiter an, soweit es ihr ihr leidiges Kopfübel erlaubte, von dem sie gerade heute heimgesucht war . . . Der l. Buttersack war auch über den Sonntag droben, welches dem Klärle eine große Freude machte, doch er wird es schon selbst geschrieben haben.“ Bei Tische wurde bekannt, daß die Pfarrei Dagersheim vakant geworden sei und Schmids Mutter sagte sogleich, daß schon Onkel Bengel für diesen Fall empfohlen habe, ihr Sohn solle sich darum melden, Lempps sollen es nach Bernhausen schreiben, von wo es Christian am raschesten erfahre. Man hoffte auch auf die Unterstützung von Prof. Eschenmayer (von der philosoph. Fakultät), der Klara sehr zugetan sei. „Klärle war es ganz recht“ schreibt Schwester Luise, etwas kühl für diesen Anlaß. — Ein Brief von Schmid an Pfarrer Neuffer (dat. Köngen 22. März 1827) handelt

ebenfalls von der Meldung. Wir erfahren, daß er am Montag 28. März nach Tübingen gehen wird, um Besuche als Bewerber um Dagersheim zu machen. Vater Neuffer wird ihn und Klara am 30. März dort abholen lassen und sie werden alles Weitere mündlich in Bernhausen besprechen. Der Winter ist immer noch streng und schneereich. Schmid schreibt von seiner Tübinger Reise „wenns nur zum Durchkommen ist“ und daß die letzten vier Sonntage die vier kältesten waren; Renz, „sein Pfarrerle“, fühle sich durchaus nicht fähig, irgend etwas in der Kirche zu tun.

Auf dem oben erwähnten Stammbuchbildchen ist außer Klara und Schmid, seiner Mutter und Schwester Lotte, die Guitarre spielt, auch ein junger Mann mit einem Pudel, offenbar ein Student, zu sehen, der mit Braut und Bräutigam (nach Bild und Gedicht) sehr befreundet ist, ohne Zweifel der eben erwähnte Buttersack, wie Schmid und der jüngere Denk ein Tübinger Burschenschäftler. Er ist in dem Brief Schmids vom 22. März 1827 als Bräutigam Rickeles, der Schwester von Klara Neuffer erwähnt, sein Vorname war Felix und er ist nicht zu verwechseln mit Louis Buttersack, mit dem Mörike vom Dezember 1824 bis März 1825 zusammenwohnte. Es gab nemlich in der Promotion von Mörike 2 Leute dieses Namens, Felix Buttersack von Bopfingen und Louis Buttersack von Langenbrandt (amtl. Verzeichnis der Studenten), der erste der Freund von Schmid und Klara, der zweite der Freund von Mörike.

Klara hat sich schon im Jahre 1823 mit Schmid verlobt, wahrscheinlich im Spätherbst, bald nachdem er Vikar in Neckartailfingen geworden war. Fischer wird darin Recht haben, daß die Verlobung erst im August 1824 veröffentlicht wurde, als Schmid sein Dienstexamen gemacht hatte. Klara schreibt am 2. Jan. 1824 von Tübingen aus an ihre Eltern, ohne Zweifel bei ihrem ersten Besuch als Braut bei der künftigen Schwiegermutter: sie erwartet ihren „Geliebten“ erst am 6. Januar und es ist unsicher, ob er da abkommen kann. Von Mörike heißt es „den Eduard habe ich noch nicht gesehen, und werde ihn auch nicht sehen, aber Buttersack besucht uns fleißig“. — Es sprechen, wie schon erwähnt, triftige Gründe dafür, daß Eduard und die Seinen von der Verlobung vor Juli 1824 nichts erfahren haben, so der bekannte Osterbesuch im März dieses Jahres; von andern wird noch die Rede sein.

V. Die Zeit von Anfang Juli 1824 bis zum Mai 1827.

Maria Meyer wurde in den ersten Julitagen 1824 bei Tübingen, wieder ohnmächtig auf der Landstraße liegend, von einem Studenten gefunden und in die Stadt gebracht. Nach Maync S. 67 und 68 bat sie gleich nach ihrer Ankunft Mörike schriftlich um eine Zusammenkunft, worauf er aber nicht einging, wie er denn bis zum 16. Juli, dem Tag seiner Abreise von Tübingen, standhaft jede Begegnung mit ihr vermied und ihr sogar ein erbetenes Stammbuchblatt verweigerte, da sie dessen nicht wert sei. Abweichend davon und ohne Beleg berichtet Fischer S. 55, daß er sie einmal gemeinsam mit seinem Freunde Flad besucht habe. Jedenfalls nahmen die Freunde Flad, Bauer und andere sich ihrer an, auch fand sie bei angesehenen Familien Unterstützung, wobei Dr. Gmelin und Frau Hehl besonders genannt werden, die auch in den Jugendschriften von Uhland und Kerner eine Rolle spielen, die letztere namentlich als Freundin und Beschützerin von Kerner's Rickele. Auch in Tübingen trat die zweideutige Natur der Meyer bald zu Tag und man suchte sie daher wieder fortzuschaffen. So berichtet der erwähnte Flad (Fischer S. 57) in einem Brief vom 10. August an Mörike (damals in Stuttgart) „aus der Leidenden sei eine schöne Büßerin geworden, wenn man sie nur ansähe, spüre man schon Amors Biß". Er scheint ihn selbst verspürt zu haben, denn er schreibt, er habe in der letzten Zeit wegen Maria viel gelitten, und von Dr. Gmelin wird berichtet, er habe eine Handarbeit von ihr erhalten, sie danach in sein Haus aufnehmen wollen, aber seine Frau habe es nicht zugelassen. Am 11. August lehnt es Bauer ab, Mörikes Bruder August, damals Apothekergehilfe in Ludwigsburg, die erbetene nähere Auskunft über Maria zu geben, wohl weil er ihm für derartige Mitteilungen zu jung schien; sie sei ziemlich wohlauf, betrage sich gut, habe an Gmelin einen unerschütterlichen Gönner, dürfe aber nicht besucht werden (Westermann S. 47). In einem undatierten Blatt Bauers an Mörike ist von ihrer Abreise die Rede „bis Donnerstag reist Maria nach Schaffhausen (a. Rh.) ab; Gmelin, Madame Hehl u[illegible] Personen schaffen das nötige Geld herbei. [illegible]

gekommen, Gmelin blieb unbestechlich, sie verläßt uns in Frieden. Schicke dein Stammbuchblättlein, ich schicks ihr mit den letzten Grüßen.“ (Maync S. 68.) Sie soll noch vor Mitte August abgereist sein und blieb seither in Württemberg verschollen.

Mörike geriet ganz kurz nach dem Eintreffen der Meyer in Tübingen nach allen Berichten in einen Zustand größter seelischer Erregung, so daß er dringend nach Hause verlangte und auch am 16. Juli von seinen Freunden Bauer und Mährlen nach Stuttgart gebracht werden mußte. Wir besitzen einen Brief des erstern (vom 10. Juli) an Mörikes Schwester Luise, die sich in großer Sorge um ihren Bruder an ihn gewandt hatte; er findet sich kurz bei Maync S. 68 und ausführlich bei Westermann S. 46. Viel zu lang bei unwichtigen Einleitungen verweilend und an gespreizten Redensarten überreich macht er es dem Leser schon dadurch recht schwer, ein zutreffendes Bild von der Sachlage zu gewinnen, wozu kommt, daß Bauer schwerlich die ganze Größe der Gefahr erkannte, von der sein Freund damals bedroht war und ihre Ursache. Denn er schreibt den Wunsch Mörikes, mitten im Semester nach Hause zu gehen, nur den Ungelegenheiten und Gefahren zu, die ihm aus der Anwesenheit der Meyer erwachsen könnten. Mörike aber war der Verzweiflung nahe, so daß ihm der Umgang mit Menschen überhaupt, zumal aber die Unruhe in dem mit Studenten stark besetzten Stift von Tag zu Tag unerträglicher wurde und deshalb begehrte er nach Haus. Wir erfahren also zunächst aus dem Briefe Bauers, daß seine Mutter damals von der Anwesenheit der Meyer in Tübingen noch nichts wußte. Dann schreibt er von dem Wunsche ihres Sohnes, Tübingen zu verlassen und sucht ihn der Mutter mit folgenden Worten annehmbar zu machen: „Er mußte entweder die Atmosphäre des rätselhaften Wesens (der Meyer) betreten oder das schon früher rege gewordene Gefühl (des Mißtrauens gegen sie) festhalten, das ihn denn auch mit neuer entschiedener Kraft ergriffen und ihn weg aus dem Strudel der Empfindungen der heimischen Wohnung zu gezogen habe.“ Viel peinlicher als die kindliche Bitte, daß er gern nach Hause möchte, um dem Befehl der Mutter um so gewisser gehorsam sein zu können und allen Ungelegenheiten und Versuchungen zu entrinnen, müßte der Mutter die Ungewißheit sein, wie es eigentlich um ihn stehe, wenn sie die Anwesenheit der Meyer in Tübingen erfahre, und er noch dort wäre. Mörike könne, von Heimweh ergriffen und auch körperlich leidend, im Stift einen kurzen

Urlaub erhalten ohne aufzufallen und ohne die Mutter unnötig aufzuregen. — Der Befehl, mit der Meyer nicht mehr zu verkehren, bezieht sich natürlich auf das Jahr 1823, denn von ihrem erneuten Eintreffen in Württemberg wußte ja die Mutter noch nichts. Wichtig ist, daß Bauer schreibt, „gemeine Menschen wurden durch Zufall in ihre (der Maria) Nähe gebracht, elende Gerüchte strichen an seinen (Mörikes) Ohren vorbei," was durch einen Eintrag im Tagebuch der Schwester Luise vom 24. Juli 1824 bestätigt und erläutert wird, wonach „der bessere Teil der Tübinger Gesellschaft das Verhältnis ihres Bruders zu Maria in dem schönen Licht ansehen mußte, in dem allein es Eduard aufgefaßt hatte".

In Stuttgart kam er in ärztliche Behandlung, konnte außer Mutter und Schwester längere Zeit niemand sehen und hielt sich meist in einem Gartenhaus nahe am Walde verborgen; Regentage waren ihm besonders lieb, weil er sich da sicherer von der Menschheit abgeschlossen fühlte.

Von Schriftlichkeiten Mörikes aus der Zeit, ehe er von Tübingen abreiste, ist zu nennen 1) ein unvollendet gebliebener Brief an einen Freund in Stuttgart vom 5. Juli, in dem er nach Krauß S. 50 klagt, die Leute wollen ihn boshafter Weise nicht mehr verstehen, als stecke er „in roth Fastnachtskleidern." 2) Fischer gibt auf S. 54 den Urtext eines der Peregrinalieder ohne Ueberschrift, mit dem Datum 6. Juli 1824, er sei von Hartlaub niedergeschrieben. Fischer-Kunstwart B. I S. 261 bringt wörtlich denselben Text, doch mit der Ueberschrift „Abschied von Agnes" als drittes Lied in einem Zyklus von vier Agnesliedern, ohne die Angabe bezüglich der Niederschrift am 6. Juli durch Hartlaub zu wiederholen oder zu widerrufen. Ich werde diese Frage zugleich mit den übrigen Peregrinaliedern im Abschnitt VII S. 73 besprechen. Auch sei hier schon eines seltsamen Ausdrucks gedacht, den man hie und da in der Mörike-Literatur, so z. B. bei Maync S. 71 gebraucht findet, nämlich: „Der Dichter kann (bei Peregrina) die goldenen Adern nicht schauen." Nach Fischer-Kunstwart Band I S. 260 stammt er aus dem Urtext des Lieds „Der Spiegel dieser treuen braunen Augen" und bezieht sich auf das Aufsuchen von Goldadern in dunkeln Schachten der Erde. 3) Das Gedicht „im Freien" stammt nach Krauß III 4 aus dem Jahr 1824. Sein Inhalt weist auf Tübingen hin und zwar muß es am 10. Juli 1824 (oder einem der nächsten Tage) gedichtet sein, denn Fischer S. 5F



berichtet von einem furchtbaren Unwetter am 10. Juli, das Mörike in seiner damaligen Not erhoben und gestärkt habe. Wir lassen das ganze für unsere Untersuchung wichtige Gedicht hier folgen:

Im Freien.

1. An euch noch glaubt' ich
Mich trösten zu können,
Meine Sehnsucht an euch,
Ihr Lüfte, webend über den Wiesen,
Und ich eilte zu euch
Unter die Weiden,
Aber nun wehet ihr,
Und ich sehe: Das stillet mich nicht.

2. Da ich ohne euch war
Unter dem Druck der Stadt,
Mahnt's mich mit einmal an euch;
Wunder-Hoffnung durchzückt' mich,
Thränen der Wonne schossen vom Auge mir
Bei deinem lang vergessnen Namen,
Ruhige, gute Natur,
Und wie ein Knabe, heftig schluchzend,
Zur verzeihenden Mutter hinläuft,
Also lief ich entgegen euch. —
Und nun seid ihr mir Lüfte nur:
Jetzt verlässet mich alles.

3. Oder bin ich dir gestorben,
Du unsterblicher Geist der Natur?
Konnte die weichliche Pein
Jener unseligen Liebe
Dich mir auf ewig entfremden?
Und so verzweifl' ich jetzt,
Weil ich mein Herzblut gab
Für einen Schatten?

4. Wühlt durch die Locken mir,
Ihr Winde!
Verbirg dein Antlitz, freundlicher Himmel,
Mit dieser Wolken beruhigendem Grau!
Laß dichter deine großen Tropfen fallen
Auf diese Gräser, diese Bäum', diesen schwellenden Fluß!
Ach, dumpfer, schöner Donner,
Wie erquickest du mich!

5. Laß dichter deine großen Tropfen fallen,
   Rolle donnernder durch die Wölbung,
   Daß es mich aufregt
   Aus dem unerquicklichen,
   Matten Tod,
   Nur daß ich fühl: ich lebe,
   Und seh' einen Wandel, ein Geschäft der Natur,
   Die tot mir lag, mir Einsamen!

6. Wie die beneidenswerthen
   Käfer und Würmchen der Erde,
   Die im Gewitter
   In ihre heimlichen Wohnungen ducken,
   Will ich dann auch in
   Meines Herzens Wohnung
   Zu kehren meinen,
   Mit gleicher ohnungsvoller Freude,
   Als fänd' ich einen Tropfen Nahrung,
   Einen Lebensgedanken.
   Dein mahnend Schauspiel schaut' ich dann,
   Gott, aus ruhigem Winkel,
   Und Kräfte, brütend, saugt' ich
   Zu eignem Thun.
   Heile mich, Mutter Natur, ach, an deinem
   Laut schlagenden Busen!
   Oder gefällt es dir, ja, so sende,
   Send aus den Höhen auf meine Stirn
   Reine Blitze,
   Mein Leben zu scheiden!

Man hat die dritte Strophe dieser Ode bisher ohne alles Bedenken auf Maria bezogen, obwohl der Verkehr mit ihr nach Bauers ganz richtiger Bezeichnung nur ein „Lebensereignis" und zwar im Juli 1824 ein für Mörike so gut wie abgetanes Erlebnis war. Die Liebe zu Klara Neuffer dagegen erfüllte nachweislich seine ganze Jugendzeit von 1819 bis 1827, auf sie paßt also der Ausdruck viel besser, daß er sein Herzblut für einen Schatten gab. Er mußte für ihn sogar noch viel länger und stärker bluten, als er damals selbst ahnte.

Das vierte Dokument von Mörike's eigener Hand ist ein Brief, den er in der ersten Hälfte des August 1824, vielleicht am 12. oder 13. von Stuttgart aus an Waiblinger schrieb, der damals vor Semesterschluß noch im Stift weilte. Briefe S. 25 steht über dem Schreiben: „An Wilhelm Waiblinger in Stuttgart" — es muß natürlich „in Tübingen" heißen. Mörike zeigt sich hier

schon viel gefaßter als in dem Gedicht „Im Freien“. Sein „Innerliches“ fühlt sich durch den eben anbrechenden Regentag sonderbar geborgen und guckt wie ein Kind, das sich mit verhaltenem Jauchzen vor dem nassen Ungestüm draußen versteckt, mit hellen Augen durch's Vorhängel, bald aus jenem, bald aus diesem vergnügten Winkelchen. Wenn Waiblinger bei ihm auf dem Sopha des Gartenhäuschens säße und sähe die freundliche Dämmerung drin — überall Ruhe und fast Wehmut, müßt' es ihm auch so sein, wie Mörike, wohl nämlich, halb weinerlich und lustig. Nun fährt der Brief fort und es ist diese Stelle von größter Bedeutung für unsere Untersuchung: „Das Kind, davon ich dir vorhin sagte, würde dir liebreich ins Gesicht sehen und du fragtest dich vielleicht leise: Ist's denn meine Vergangenheit oder meine Zukunft? Oder dächtest du, ob du nicht in der letzten Zeit einen Traum gehabt, wo sich alle schönen Gestalten in Feuer und Qualm aufgelöst und dich zum Teil verlassen haben, zum Teil, neben dir in den Schutt versunken, vergangen seien, und daß nur das Kind aus dem Traum heraus in die Wirklichkeit dir nachgelaufen sei, verkörpert, nicht von dir lassen könne und möge, der du so lebhaft und liebevoll von ihm geträumt. Aber das Kind schiene dir — mit einer Verwandlung jedoch — bekannt und einer jener versunkenen Gestalten ähnlich zu sein, doch nicht sowohl körperlich, außer einer blauen sanften Ader, die an den Schläfen durchscheint. Es redet nichts und bittet doch stille, daß du es zu dir nehmen, heimlich bei dir behalten sollst; und aus den Augen, wo Heiterkeit und Trauer in einer einzigen, schon geweinten Träne längst begraben und untergegangen sind, und wo nur noch Stille und Ruhe und Klarheit wohnt, siehst du manchmal in der hintersten Tiefe das Gewebe eines zweiten Traums hervorblicken, einer wundervollen geheimen Rückwandlung in ein schon Gewesenes.“ — Von dem Rest des Briefes ist uns nur noch die Beschreibung Mörikes von seinem damaligen Zustand wichtig. Alles, was von Außen Neues an ihn kommt, irgend eine nur einigermaßen fremde Person, wenn sie sich ihm auch nur flüchtig nähert, versetzt ihn in das entsetzlichste, bangste Unbehagen und ängstigt ihn, weshalb er entweder allein oder unter den Seinigen bleibt, wo ihn nichts verletzt, ihn nichts aus dem unglaublich verzärtelten Gang seines Wesens heraus stört und zwingt.

Es ist also in dem Brief von einem großen allgemeinen Zusammenbruch in dem bisherigen Leben Mörikes die Rede, alle

schönen Gestalten haben ihn entweder verlassen oder sind in Schutt versunken, nur eine derselben, ein Kind mit einer blauen sanften Ader, die an den Schläfen durchscheint, kann und mag (in seinem Traum) nicht von ihm lassen. Ja in einem zweiten Traum blickt manchmal eine wundervolle geheime Rückverwandlung in ein schon Gewesenes hervor. Mit diesem Schluß erinnert unsere Briefstelle sehr an den Schluß des Peregrinaliedes „Scheiden von Ihr" sowohl im Urtext als im ersten Text des Maler Nolten; der allgemeine Zusammenbruch aber weist unverkennbar auf Größeres und Wichtigeres hin, als nur auf den Verlust der Meyer, von der er sich ja ohnedem freiwillig getrennt hatte. Was das Kind mit der blauen sanften Ader betrifft, so haben wir in ihm ebenso wie in dem Mädchen des Peregrinaliedes im Urtext, mit weißer Stirn und weißer Hand, Klara Neuffer zu erblicken. Die 26jährige Maria ein Kind zu nennen, würde sich für den noch nicht 20jährigen Jüngling seltsam machen, ihr eine weiße Stirn und Hand, durchscheinende Adern an der Stirn zuzuschreiben, widerspricht Allem, was wir von ihr wissen. Zwar beschreibt sie Fischer-Kunstwart B. 1 S. XX wie folgt: „Unter dem dunkeln Haar leuchtete die hohe weiße Stirne mit den feinen blauen Adern an den Schläfen", aber er schöpft seine Kenntnis nur aus Gedichten, nämlich teils aus dem Urtext unseres Peregrinaliedes, wo die Stirne des Mädchens weiß, teils aus dem viel späteren Text im Maler Nolten, wo sie hoch genannt wird und aus unserm Waiblingerbrief. Die Dunkelheit solcher ganz oder halb poetischer Schriftstücke ist aus sichern Urkunden zu erhellen; das umgekehrte Verfahren, aus ihnen ohne Weiteres Schlüsse zu ziehen, vollends solche, die mit Urkunden und Tatsachen im Widerspruch stehen, kann nur zu Täuschung und Fabulieren führen! Von Klara wissen wir, daß sie eine zierliche Erscheinung war, die Mörike wohl Kind nennen durfte, daß sie eine ungewöhnlich zarte, weiße Haut hatte, und wenn wir auch davon keine Kunde erhalten, daß man bei ihr Venen an der Stirne durchschimmern sah, ist das bei solcher Hautbeschaffenheit etwas ganz Gewöhnliches. Von Maria wissen wir das Gegenteil: sie ist nach allgemeiner Annahme das Urbild der Zigeunerin Elisabeth. Mayne z. B. führt auf S. 70 an, daß Nolten mit vollem Bewußtsein auf einem Gemälde der Elisabeth das getreue Porträt einer Person dargestellt habe, „welche einst verhängnisvoll genug in sein eigenes Leben eingegriffen hatte" und fügt mit Recht

bei, daß hier unmittelbar an Mörike zu denken sei. Auf S. 75 schließt er sich der Hypothese Rotter's an, daß die Marie Meyer wegen ihres somnambulen Zugs, wegen ihrer dunkeln Augen und Locken und ihres unstäten Umherziehens sich in Mörikes Phantasie mit dem werdenden Bild einer umherwandernden Orientalin (Zigeunerin, wie er sie heiße) verschmolzen habe. Dazu kommt, daß Maria im Sommer 1824 zu Fuß auf der Landstraße wanderte — mittellosen Leuten stand damals, wo bei den spärlichen Postverbindungen auch Vermöglichere die Gelegenheit einer „Retourkutsche" zu einer notwendigen Reise abwarteten, gar keine andere Art des Fortkommens zu Gebot. Sie war also, wie alle derartigen Wanderer, mindestens luftgebräunt, wahrscheinlich auch sonnverbrannt, als sie in den ersten Julitagen in Tübingen eintraf. — Irgend eine Stelle in Mörike's Gedichten oder prosaischen Schriften, in der mit klaren Worten von der weißen Haut und den durchscheinenden Adern der Maria Meyer oder der Elisabeth die Rede ist, kann man denn auch nicht finden!

5) Endlich kommen für die Erklärung der Vorgänge im Juli 1824 Briefe und Gedichte Mörikes unzweideutigen Inhalts aus dem Jahre 1827 in Betracht. Es geht aus letztern und amtlichen Akten hervor, daß die Katastrophe in diesem Jahre, welche mit der von 1824 die größte Aehnlichkeit hat, aus einem Zusammentreffen mit Klara Neuffer, einer Berührung mit ihrem Bräutigam Schmid und der unmittelbar darauf unter Mörikes Augen sich vorbereitenden und nach einigen Wochen vollzogenen Hochzeit des Paares entsprang. Von dieser Erkenntnis aus, die sich auch die bisherigen Mörikebiografen durch bessere Würdigung der betreffenden Schriftstücke und einige anschließende weitere Erhebungen leicht hätten verschaffen können und sollen, dringt man ohne besondere Schwierigkeit in das Geheimnis der Julitage von 1824 ein, dessen Lösung in der Annahme liegt, daß Mörike damals, ohne Zweifel in irgend einem Zusammenhang mit dem Eintreffen der Meyer in Tübingen, überraschend die Verlobung der Klara Neuffer erfahren hat. Wenn man an den Brief vom 5. Juli 1824 denkt, wo man ihn nicht mehr verstehen wollte und als Narren behandelte — er selbst bezeichnet sich bei dem Besuch der Tante Neuffer im März 1825 als „großer Narr" — an die elenden Gerüchte, die ihn umschwirrten, muß man fast vermuten, daß er bei Klara und ihren Angehörigen sich wegen des neuen Auf-

tretens der Meyer rechtfertigen wollte und aus diesem Anlaß ihre Verlobung erfuhr. Andeutungen in dieser Hinsicht kann man auch im Tagebuch der Schwester Luise finden, jedoch nur, wenn man die betreffenden Stellen mit der ganzen damaligen Lage zusammenhält. Fischer, der dies unterließ, konnte also nicht zur richtigen Einsicht kommen, obwohl er das Tagebuch benützt hat, wie aus mehreren Stellen seiner Biografie hervorgeht. Wir werden diese Einträge des Tagebuchs S. 86 im Wortlaut bringen und besprechen.

Für den Psychologen hätte es eigentlich keiner Beweise dafür bedurft, daß das Wiedererscheinen der Meyer nicht die einzige Ursache eines solchen Zusammenbruchs sein konnte, einer unmittelbar drohenden Zerrüttung eines so elastischen und leicht beweglichen Geistes, wie er bei Mörike jederzeit, besonders aber in den Katastrophen von 1824 und 1827, hervortritt; beide Eigenschaften zusammen für den Arzt ein Beweis von ungewöhnlich guter Organisation eines eigenartig gebauten Nervensystems. Wie tief unglücklich er sich in diesen Julitagen 1824 in Tübingen fühlte, geht aus dem Gedicht „Im Freien" hervor, dem ungezierten Naturlaut des auf den Tod verwundeten jungen Dichterherzens, der auch den gereiften, in vielen Stürmen des Lebens hart gewordenen Mann ergreifen und rühren muß. Wie wahr ist hier in ein paar Worten die größte Qual nach dem Verlust geliebter Angehöriger geschildert! der „unerquickliche matte Tod" und das Verlangen nach „Aufregung" aus ihm, das heißt die fortdauernde Erfüllung des Bewußtseins mit wenigen schmerzlichen Vorstellungsreihen, die der Psychiater Zwangsvorstellungen und Zwangsempfindungen nennt. Nicht selten von widerwärtig-monotonen optischen oder akustischen Bildern begleitet, etwa einem Vers eines einfältigen Lieds oder ein paar Takten einer trivialen Melodie — Mörike hat auch davon im Nolten Gebrauch gemacht — sind sie ja auch die Qual der Melancholiker, die wochen- und monatelang teilnahmlos dasitzen und vor sich hinstarren „in Leid versunken." Unsere Mörikebiografen, deren Verdienste um seine Geschichte wir sonst so hoch schätzen, haben sich hier wie bei der Beurteilung der Ereignisse im Sommer 1827 nicht als gute Menschenkenner erwiesen. Mörike war, wie wir wissen, im Januar 1824 mit Maria fertig; er wußte auf Grund seiner eigenen Erfahrungen vom Frühjahr 1823 und des Köster-Briefes ganz genau, was er von ihr zu halten hatte und konnte über die kurze Dauer ihres Aufenthalts auch in Tübingen

und über die Art ihres baldigen Abgangs schon am ersten Tag ihres Erscheinens nicht im Zweifel sein. Wenn er trotzdem wieder in heiße Liebe zu ihr verfallen wäre, was ja bei einem jungen Mann an sich nicht unmöglich, doch aber bei seinen besonderen Verhältnissen so gut wie ausgeschlossen ist, so hätte ihn der Befehl seiner Mutter gewiß nicht abgehalten, die Maria in Tübingen so oft als möglich zu besuchen, dann hätte er Lieder wie „Scheiden von Agnes" etwa am 11. August gedichtet, aber nicht am 6. Juli und solche wie das „Im Freien" bei ihrer Abreise auf Nimmerwiedersehn und nicht kurz nach ihrer Ankunft; dann hätte er in der Mitte des August, nicht des Juli, nach Hause begehrt. So machen es alle jungen Männer und Mörike wäre gewiß keine Ausnahme von der Regel gewesen. Daß er damals gegen sie nur noch die Gefühle des Mitleids hatte — ein Gefühl, durch das man nicht in so große Erregung kommt, es müßte sich denn um eines der allernächsten Angehörigen in ganz verzweifelter Lage handeln — hat er überdies seinen Freunden gegenüber deutlich genug ausgesprochen. Nach Maync S. 68 schilt ihn Bauer in einem Billet darüber, daß er jetzt mit blosem Mitleid von der Maria sprechen könne. Maync bemerkt dazu, das sei gewiß nicht Mörikes innerstes Gefühl gewesen, er habe es nur scheinbar, sich selbst betrügend, seinem Schmerz und seiner Liebe abgezwungen. Unbequeme Befunde so umzudeuten, ist doch für einen Biografen recht gefährlich!

Wohl verständlich ist aber, daß das Zusammenwirken so vieler Eindrücke, das Wiedererscheinen der Meyer mit der aus äußern und noch mehr aus innern Ursachen hervorgehenden Unmöglichkeit, mit ihr zu verkehren, die Kunde von Klaras Verlust, der für die nächste Zeit den Abbruch der Beziehungen zu dem „lieben" Bernhausen für Eduard, eine erhebliche Erkaltung der verwandtschaftlichen Gefühle für seine Mutter und Schwester mit sich führen mußte, daß all dies zusammen seine Erregung zu so großer Höhe, zum Gefühl des allgemeinen Zusammenbruchs steigerte. Die Meyer mochte ihm von jetzt an nicht nur als Heilige und Sünderin, sondern auch als der böse Dämon seines Lebens erscheinen, der ihn jetzt für die kleine von den Seinen schon vergebene Schuld von 1823 so grausam bestrafte. Eine Vermischung dieser verschiedenen Eindrücke in poetischer Darstellung kann uns nicht Wunder nehmen, ja, wenn wir von verwirrten und seltsamen Handlungen und Reden Mörikes im gewöhnlichen Leben, aus den

ersten Wochen seines leidenschaftlichen Schmerzes, lesen würden, wäre es nicht auffallend. Fischer berichtet in der Tat von derartigem auf S. 56 insofern, als er einzelne Sätze, die freilich nicht recht zusammenhängen, aus dem schon mehrfach erwähnten Tagebuch der Schwester Luise beibringt und Mörike die sonderbaren aus dem Köfterbrief und dem Gedicht Bauers „Geheimnis" bekannten Redensarten von einer toten, einer himmlisch reinen und einer verirrten Maria in den Mund legt. Viel wichtiger ist uns von diesen Tagebuch-Auszügen (neben der schon erwähnten Aeußerung über das Verhalten der Tübinger Gesellschaft), daß die Schwester hier ihre Verwunderung darüber ausspricht, daß der Bruder „trotz höchster Befangenheit schon so klar urteile und fein unterscheide".

Am 15. August konnte er es auch über sich gewinnen, mit seinen Geschwistern Luise und August und einigen Tübinger Freunden den Don Juan im Stuttgarter Theater zu besuchen (Krauß S. 53), am 19. August starb sein Bruder August plötzlich im Keller der Apotheke, in er angestellt war. Mörike schreibt am 20. August an Freund Flad (Briefe S. 29) „an einem Nervenschlag", die wirkliche Todesursache kann der Arzt aus der zu Gebot stehenden Beschreibung nicht ersehen (s. S. 89).

So schmerzlich dieser neue Verlust für Mörike war, mag er mehr als alle Zerstreuungen dazu beigetragen haben, seine Gedanken von den Ereignissen des Juli abzulenken. Jedenfalls konnte er im Oktober zu Beginn des Wintersemesters wagen, ins Stift zurückzukehren, doch war es ihm dort noch zu unruhig, er erbat und erhielt im Dezember 1824 die Erlaubnis, in die Stadt zu ziehen und wohnte nun mit einem Freunde, dem Louis Buttersack zusammen. Gegen Ende November, also noch im Stift, hat er nach einem Brief Bauers an seine Braut ein Trauerspiel vollendet (Bauers Schriften S. XVII), jedoch nach dem ersten Durchlesen verbrannt, „da es nicht ganz die Höhe seiner Idee erreichte." Am nächsten Abend las er Bauer die zurückgebliebenen Reste vor, nach dem Urteil dieses Freundes das Herrlichste, was die Dichtkunst je geschaffen hat. Sollte das vielleicht der Urtext der Peregrinalieder gewesen sein, die sich samt dem Namen Agnes im Nolten erhalten haben? Es liegt der Gedanke sehr nahe, daß Mörike schon in dieser Tragödie die Ereignisse von 1823 und 1824 behandelt oder berührt hat.

Wir haben nun zu untersuchen, wie sich in der folgenden Zeit das Verhältnis von Mörike und den Seinen zu Bernhausen gestaltet hat — daß Klara und Eduard sich fortan mieden, ist schon gesagt — und wir berichten zunächst über den mehrfach erwähnten Besuch, den ihm Frau Neuffer Mitte März 1825 in Tübingen machte. Er erzählt davon noch am selben Tage, einem Samstag, Freund Mährlen in Ulm wie folgt (Briefe S. 34): Die Tante trat allein, ohne die Professorin W., deren Stimme die Studenten im Vorzimmer gehört hatten, sehr behutsam ins Zimmer, von Mörike herzlich begrüßt, nachdem der heftige Schrecken überwunden war, der ihn, wie der Stubenbursch Buttersack nachher „mit großen Augen" erzählte, „einen Moment zur blassen Leiche gemacht hatte". Sie saß auf dem Sopha, lächelte anfangs etwas betroffen und man erzählte sich allerlei Kleinigkeiten. Dabei blieb es auch als sich Buttersack entfernt hatte und erst beim Aufbrechen sagte sie: „Nein höre, mir kommt's doch vor, du habest mich, habest Bernhausen nimmer lieb. Aber ganz vergessen mußt du mich nicht". Da er das für Scherz erklärte, fuhr sie fort: „Nun noch etwas, das mir gewisser Ernst ist: daß du mich hier besuchest, muß ich dir [illegible] zu und nehme dirs nicht übel, so wahr ich lebe". Sie könnte nicht dafür sein, daß ihm vielleicht Jemand begegne, der ihm nicht angenehm wäre; auch litt sie nachher nicht, daß er sie die Treppe hinunterführte, sie habe eine Begleitung unten. Unter der Tür bat sie ihn, in einer Beziehung anders zu werden, worauf er lachend erwiderte: „Nicht mehr gescheit? ich bin ein großer Narr". — „[illegible] es, [illegible]. Ich habe dich immer für den Bruder meiner Kinder angesehen, alle hatten den Eduard lieb: so muß es wieder werden". Worauf er „mit wahrhaftem Feuer" erwiderte: „[illegible], liebe Tante, wird alles vergüten". Mörike setzt noch bei, der Besuch habe ihn den ganzen Tag bewegt.

Hier mag nun auch die im [illegible] IV S. 27 erwähnte Variante des Liedes „Tag und Nacht" ihre Stelle finden:

Auch die Mutter kennt sein Sehnen,
Ist dem Jüngling wohl gewogen:
Trocknen kann sie nicht die Tränen;
Doch sie zieht den Friedensbogen
Und ihm ist, als fühlt er Frieden.
Aber jene sind geschieden,
Sind getrennt wie Tag und Nacht.

In einen komisch wirkenden Irrtum ist Fischer S. 59 bei der Mitteilung eines Briefs verfallen, den Mörike im selben Frühjahr 1825, nemlich zu Beginn des Sommersemesters am 15. April von Tübingen aus an seine Mutter geschrieben hat. Es heißt darin: „In mir besonders hat diese neue Berührung nichts im mindesten ändern können. Für die Zukunft bin ich — schon durch das heilige Versprechen an Euch — verwahrt, nur die Betrachtung, daß ein mir sonst teurer Trümmer, das Geheimnis einer schönen Vergangenheit nun wie eine lebendige Leiche in meiner Nähe offen umgehen wird, und von diesem und jenem betastet, dieses darf mich allein kränken. Aber was tut Gewohnheit nicht?" — Fischer schreibt, daß dieser Satz des Briefes „wohl auf Maria gedeutet werden muß" und fährt etwas später fort „Vielleicht bezieht sich auf diese neue Berührung das letzte Peregrinalied, das zuerst die Ueberschrift „Und wieder" trug: Dies edle Haupt hat nicht mehr wo es ruht".

Nach dem Tagebuch von Luise Mörike bezieht sich dieser Satz auf R. Lohbauer, der mit Beginn des Sommersemesters 1825 als Student in Tübingen eingetroffen war und nicht ohne Erfolg mit Bauer und Flad anzuknüpfen suchte, die ihn bisher nicht persönlich gekannt hatten. Luise und ihre Mutter warnten die beiden (die nach Stuttgart zu Besuch gekommen waren) eindringlich vor dem gefährlichen Menschen. Auch Bruder Eduard war von Neuem vor ihm gewarnt worden und darauf bezieht sich die oben mitgeteilte Stelle aus seinem Antwort-Brief. Der Eintrag im Tagebuch über diese Begebenheiten ist vom 18. April 1825 und läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. An Maria, die Mitte August 1824 von Tübingen fortgebracht worden und dort verschollen war, hätte man hier ja ohnedem nicht denken können, eher an Klara Neuffer, die nun oft auf Besuch in Tübingen war.

Manchem Leser wird das Betragen des Studenten bei dem Besuch der Tante als unmännlich und allzu weichlich nicht gefallen haben, wie es dem Verfasser zunächst auch ging, der lieber gesehen hätte, wenn er sie recht höflich empfangen, ihr hernach aber, zum Abschied, die ganze Bitterkeit seiner Gefühle zu schmecken gegeben hätte, anstatt durch ihren Besuch beseligt zu werden. Wir können ihn damit entschuldigen, daß er trotz vollkommener Aussichtslosigkeit die Hoffnung auf Klara noch nicht ganz aufgeben konnte. Wir verweisen zum Beleg auf die Stelle im Brief an Waiblinger, wo

von der wundervollen Rückverwandlung in ein schon Gewesenes die Rede ist und auf das noch zu besprechende dritte Peregrinalied. Noch deutlicher zeigt der Dichter seine Hoffnung und Sehnsucht nach Klara in einigen Liedern der nächsten Jahre, die man bisher natürlich auch auf die unvermeidliche, wenn auch längst verschollene Maria gedeutet hat. Das wichtigste ist ein Gedicht an Schwester Luise, nach Krauß III, 4 um 1826 entstanden, nach den von Hartlaub gesammelten und geschriebenen „Entrochiten oder gelegentliche Scherz- und andre Reime von Eduard M. Zweite Sammlung" „vielleicht 1826".

Nachklang.

1. **Wenn ich dich, du schöne Schwester, sehe**
Und betrachte deinen Ernst so gerne,
In den Augen diese klaren Sterne,
Ist's, als wollte weichen all mein Wehe.

2. **Denn da kann ich mir so plötzlich denken:**
Dürft' ich wohl in ihre reine Seele
Das Geheimnis, das ich stets verhehle,
Dieses unverdienten Grams versenken!

3. **Daß er wie ein Leichnam sei im Grabe,**
Drin sie ihn zurechte würde legen,
Und sie spräche über ihn den Segen,
Ach, auf daß ich fortan Ruhe habe!

4. **Denn solang ich mag die Hoffnung hegen,**
Jenes Bild, das längst für mich verschieden,
Könnte mir noch holden Gruß entbieten,
Will mich nichts zur Freude mehr bewegen.

Von andern Gedichten aus dieser Zeit kann hier das Lied „Heimweh (im April)" angeführt werden (Krauß III 48). Es dürfte in einer Vakanz des Jahres 1826 in Nürtingen entstanden sein, da hiefür die Ortsbeschreibung am besten paßt. Die zwei letzten, für uns wichtigsten Strophen lauten:

9. **Aber nun — am Fenster wieder,**
Blaue Berge seh' ich dort,
Und auf brünstigem Gefieder,
Drein zu fließen, zieht mich's fort.

10. **Könnt ihr, Winde, mich verstehen?**
Laßt die Seele mit euch ziehn!
O ihr solltet sie verwehen
Ueber die Berge, die Berge hin.

Daß Mörike zwischen dem Juli 1824 und der Heirat Klaras wenigstens einmal ins Bernhauser Pfarrhaus kam, ist aus einer Mitteilung Fischers S. 69 zu ersehen. Darnach traf er als Vikar in Möhringen dort mit seiner Mutter und der schon schwer kranken Schwester Luise, die von Nürtingen gekommen waren, zusammen und las eine vor kurzem verfaßte Posse vor, die aber bei seiner Mutter und dem Onkel wenig Beifall fand. Klara war, wie wir wissen, damals in Tübingen. Aber auch mit ihr traf er nach einem Brief Bauers (Schriften S. XXVIII) im Sommer 1825 einmal zusammen und zwar wahrscheinlich am 9. Juli; beide Studenten waren nemlich mit Klara bei Bengels.

Mörike wird also für gewöhnlich friedlich dahingelebt haben, ohne von seiner schlummernden Neigung beunruhigt zu werden, aber gelegentlich konnte sie wieder in aller Stärke erwachen und mit ihr das ganze Leid vom Juli 1824, wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden. Bei andern Gelegenheiten dagegen wurde er bitter gegen Klara. Vom selben Juli 1825, von dem Bauer schreibt, handelt nemlich auch ein Brief Mörikes, den dieser am 10. und 23. Juli 1825 verfaßt hat (Briefe S. 37). Die erste Hälfte ist an Schwester Luise gerichtet und blieb liegen, Mörike hat dann auf demselben Papier am 23. an Kauffmann weiter geschrieben und alles an diesen nach Ludwigsburg geschickt. Wir erfahren aus dem seltsamen Schriftstück, daß Mörike am 9. Juli unerwartet von seiner Mutter und Luise in Tübingen besucht wurde (letztere nahm damals Neckarbäder in Nürtingen) und danach in starke Gemütsbewegungen geriet, die wohl durch das oben erwähnte Zusammentreffen mit Klara verursacht wurden. Am Abend nach der Abreise der Verwandten ist er zu keiner ernstlichen Arbeit mehr fähig und will daher mit Bauer in dem Pressel'schen Garten am Oesterberg Troilus und Cressida lesen, die bittere schlimm endende Satire des lebensmüden und verdüsterten Shakespeare von dem schüchternen Jüngling Troilus, dem Musterbild der Treue, und der falschen Cressida. Es kam nicht dazu, sondern die großen Kinder spielten „Räuberles" in dem dämmrigen Garten. — Aus diesen Briefen von Bauer und Mörike erhellt auch, daß ersterer am Samstag, 23. Juli, Urlaub bekam (und nach Leonberg ging), weil am Montag 25. der Jacobifeiertag war und daß wenige Tage darauf der „Geburtstag von Orplid" war. — Zeigt uns schon dieser Bericht, wie Mörike zürnen konnte, so noch mehr das herbe, 1837 enstandene Lied (Gedichte S. 196), zu dem der Tod von Klara Anlaß gab:

Vicia faba minor.

Fort mit diesem Geruch, dem zauberhaften: Er mahnt mich
An die Haare, die mir einst alle Sinne bestrickt.
Weg mit dieser Blüte, der schwarz und weißen! Sie sagt mir,
Daß die Verführerin, ach! schwer mit dem Tode gebüßt.

Die stark riechende v. f. minor, eine kleine Abart der bekannten Buffbohne (v. f. major), war schon im klassischen Altertum dem Totenkultus geweiht; sie blüht im Juli und August und Klara starb Ende Juni 1837. — Ueber den Verkehr der übrigen Familie Mörike mit den Bernhauser Verwandten s. S. 88, über einen Besuch Mörikes mit Luise Rau bei Klara Schmid-Neuffer s. S. 89.

VI. Die Ereignisse vom Mai 1827 bis zum Schluss dieses Jahres.

Während Waiblinger am Ende des Sommersemesters 1826 wegen beharrlicher Unordnungen und Vernachlässigung seines Studiums aus dem Stift ausgewiesen werden mußte, machten Mörike und seine Altersgenossen am 17. Oktober und den folgenden Tagen ihr Tübinger Examen, wonach sie wie üblich als Vikare verwendet werden konnten. Seine erste Stelle von längerer Dauer war, vom Dezember 1826 an, in Möhringen a. d. F., wo er hauptsächlich die Aufgabe hatte, Fritz, den Sohn des dortigen Pfarrers (Gmelin) zu unterrichten, und im Mai 1827 entbehrlich wurde, als dieser in eine Apotheke eintrat. Das Gedicht „Unser Friz", hat eine Untat seines Zöglings verewigt und noch ein zweites, „Chor der jüdischen Mädchen" entstammt diesem friedlichen Aufenthalt, der ihm noch angenehmer wurde, als im April Freund L. Buttersack als Vikar nach dem benachbarten Degerloch kam. (Briefe S. 57.) Sein Leben erlitt freilich eine schwere Störung dadurch, daß die geliebte Schwester Luise, schon seit Jahren recht kränklich, wie es scheint doch ziemlich unerwartet am 31. März des Jahres an Lungenschwindsucht starb. Aus Anlaß ihres Todes traf er mit Klara Neuffer zusammen, vielleicht zum ersten Mal seit Juli 1825 und erzählt hierüber (Briefe S. 63) seinem Freund Hartlaub folgendes: „Ernstlich aber, schon mehrmal habe ich bemerkt und neulich besonders, daß das gute und einst verblendete Klärchen eine — Reue in dieser Sache vor sich selber verbirgt. Ich

sah sie einige Tage nach meiner Luise Tod, der sie krank machte, im Bett in einem ganz dunkeln Zimmer, sie war sehr bewegt, stumm und zog beim Abschied ihre Hand, die sie mir selbst hingereicht hatte und die ich einige Sekunden in der meinigen behielt, sonderbar zurück. Ich hatte sie in diesem Augenblick unbeschreiblich lieb und wandte mich, eh mir der Mut verloren gehen wollte, hinweg ... Genug! ach, schon zu viel! Du könntest glauben, die Sache wäre mir allzuwichtig." Klara war, wie wir wissen, erst am 30. März mit ihrem Bräutigam von Tübingen nach Bernhausen zurückgekommen und traf wohl bei der Beerdigung der Luise mit Mörike (in Nürtingen) zusammen. Sie hat da ohne Zweifel ihr Kopfleiden bekommen und mußte deshalb in einem ganz dunkeln Zimmer ins Bett liegen. Was er damals von ihrer Verlobung mit Schmid dachte, geht aus seinen Worten deutlich genug hervor. Es wird richtig sein, daß sie seinerzeit, Mörikes Verkehr mit Maria eine zu große Bedeutung beilegend, sich als eine „Verblendete" von ihm abgewandt und das später eingesehen hat. Wenn man die Worte aber auch so verstehen will, daß angesichts der nahen Hochzeit ihre Liebe zu Schmid erkaltet sei — und Mörike hat es ohne Zweifel so gemeint — so müssen wir dagegen geltend machen, daß das aus ihren Briefen nicht hervorgeht. Daß sie keine fröhliche Braut war, erklärt sich aus ihren häufigen Krankheitsanfällen zur Genüge; auch wird sie nach Luisens Tod mit Eduard und seiner Mutter tiefes Mitleid gehabt haben und deshalb so bewegt gewesen sein.

Mörike wurde, als seine Möhringer Zeit um war, zum Vikar in Kirchentellinsfurt, einem Dorfe nahe bei Tübingen, ernannt und hatte das Dekret hiefür schon in der Hand. Gleichzeitig wurde aber auch die Stelle in Köngen frei und der dortige Pfarrer Renz hatte sich auf die Empfehlung von Mörikes Onkel hin (ohne Zweifel des Bernhausers) ihn als Vikar erbeten. Das Konsistorium stellte Mörike die Wahl frei und er entschied sich unvorsichtiger Weise für Köngen, weil es von Nürtingen nur sieben Kilometer entfernt ist und er seiner tiefbetrübten Mutter näher sein wollte. Dadurch wäre er beinahe auch mit Klaras Bräutigam zusammengetroffen, wie kurz vorher mit ihr selbst. Denn dieser, bisher Vikar in Köngen, war am 18. Mai zum Pfarrer in Dagersheim ernannt worden und zog vielleicht am gleichen Tag von Köngen ab, an dem Mörike dort einzog und zwar wurde letzterem hier derselbe Raum zum Wohnen angewiesen, den Schmid soeben verlassen hatte.

wie ja in den meisten Pfarrhäusern ein und dasselbe Zimmer zur ständigen Vikariatsstube bestimmt ist. Unser Dichter erzählt auch hievon in dem eben erwähnten Brief an Hartlaub (vom 25. Mai 1827) — es sind das die Sätze im Brief, die dem Bericht über die Begegnung mit Klara unmittelbar vorangehen. Er beginnt mit der Schilderung eines Antrittsbesuches, den er in einem benachbarten Pfarrhaus gemacht habe, wo er sich vergeblich nach einem Mädchen umsah, für das sich Hartlaub einst interessiert hatte und fährt dann fort: „Ist's nicht merkwürdig, daß ich hier auf gewisse Weise deine Sphäre berühren muß? Aber noch sonderbarer ist die Parallele (die aber NB. mit der vorigen nicht wieder eine neue bildet), in welche ich hier gestellt bin. Mein Vorfahr ist (seit drei Jahren) Herr Christian Schmid, den Clärchen Neuffer glücklich macht; ich schreibe auf seinem Tisch, mit seiner Tinte, alle seine Effekten liegen noch um mich herum (weder ist er noch ich mit Sack und Pack auf- und abgezogen) — und ich soll kein Herzweh dabei bekommen, schwere Träume in seinem Bett und dergleichen? Ein wenig, aber gar nicht viel, kann ich dich versichern. Er ist nun angestellt und läßt mich in seine alten Fußstapfen treten, so wie ich ihn einmal in die meinigen; das ist doch billig von ihm, gelt? Ein Dienst ist des andern wert."

Der Satz, daß Christian Schmid sein Vorfahre seit drei Jahren sei, mußte bisher mißverstanden werden, wenn auch nicht so sonderbar wie es von Maync geschehen ist. Dieser sagt nemlich S. 94 „3 Jahre vor Mörike hatte in seinem Stübchen der nunmehrige Gatte Klara Neuffers als Vikar gehaust." Jedermann wird den Satz vielmehr so verstehen, daß Schmid in den letzten 3 Jahren Vikar in Köngen gewesen sei. Nach den amtlichen Akten war er nur von Anfang Dezember 1825 bis etwa 20. Mai 1827 dort — der genaue Tag seines Zugangs und Abgangs läßt sich aus den Akten nicht mehr ermitteln, was auch vom Zugang Mörikes gilt. Man muß also entweder annehmen, daß Mörike den wirklichen Sachverhalt mit dem Vikariat Schmids während des Schreibens vergessen hatte, was doch nicht recht wahrscheinlich ist, oder daß er entsprechend dem weiter unten deutlich ausgesprochenen Gedanken, hier, in freilich recht nachlässiger Redeweise, zugleich sagen will, Schmid sei ihm vor 3 Jahren in der Gunst Klara's vorgegangen und sei jetzt sein Vorgänger im Köngener Amt. Es kann das,

als unwichtig, dahingestellt bleiben, wie wir auch der Angabe keine Beachtung zu schenken brauchen, daß sich das erstere vor 3 Jahren ereignet habe, während es mindestens 3½ Jahre her war. Bei den Fußstapfen sagt er ohnedem nur „einmal“. Dagegen sind zwei andere Stellen aus diesem Brief mit ein paar Worten zu besprechen, da sie zu dem Irrtum Anlaß gegeben haben, Mörike habe sich damals aus Klara nicht mehr viel gemacht. Bei dem Herzweh und den schweren Träumen heißt es „er bekomme sie ein wenig, aber gar nicht viel“ und von der Begegnung mit Klärchen sagt er zuerst, der Mut wollte ihm verloren gehen, fügt dann aber gleich bei „Genug, du könntest glauben, die Sache wäre mir allzu wichtig“. Der Widerspruch in diesen Aeußerungen hebt sich ungezwungen durch die Erkenntnis, daß Mörike hier ein wenig renommiert, weil er sich der gezeigten Schwäche schämt; seine Liebe war ja ganz aussichtslos, also töricht und der Freund konnte von ihm erwarten, daß er so viel moralische Kraft habe, um sich von ihr zu befreien. — Hartlaub ist übrigens, wie hier beiläufig bemerkt sein soll, unseres Wissens der einzige von den Freunden, dem Mörike seine noch bestehende Liebe zu Klara gestanden hat. — So wie er hier tat, verfahren in ähnlicher Lage alle jungen Männer, die in der Liebe nicht verroht sind: wenn sie in einem unbewachten Augenblick Jemand ihr Herz geöffnet haben, schließen sie es sogleich wieder durch eine kühl verständige, wo nicht herzlose Redensart. Finden wir doch einen Rest dieser verbreiteten männlichen Empfindungsweise sogar bei Heine, der ergreifenden Liebesklagen zum Schluß einen frivolen Vers anzuhängen pflegt und sich darin so gefällt, daß es ihm zur Manier, seinen Lesern zum Ueberdruß wird. Anders verfahren junge Leute wie Lohbauer, der, wenigstens nach Mörikes Schätzung, damals tiefer gehender Gefühle gar nicht mehr fähig war. Letzterer vermeidet es, ihn in Tübingen im Juni 1827 zu treffen, weil er „ein poetisches Räsonnement“ über seiner Schwester Luise Tod von ihm fürchtet „eine Gattung von Selbsterschöpfung, auf die er von jeher üble Reue empfunden habe“. — Der literaturkundige Leser sei hier an die köstliche Abhandlung von Matthias Claudius (Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten 2. Band 4. Teil) über die auch heutzutage so beliebte „ästhetische Saalbaderey“ erinnert. „Hängt den Poeten am Mast, daß er Euch nicht im Wege sei, wenn ihr's Boot aussetzt“, rät er hier im Exempel von der Rettung aus Seenot.

Wäre das Pfarrhaus mit seiner bösen Vikariatsstube in einer entfernten Gegend des Landes gestanden, so hätte Mörike das Herzweh und die schweren Träume wahrscheinlich bald überwunden, so aber mußte er in den nächsten Wochen auch noch zusehen, wie man in dem nahen Bernhausen fast unter seinen Augen dem neu ernannten Pfarrer von Dagersheim und seiner Klara die Hochzeit zubereitete. Sie fand am 6. August 1827 in demselben Kirchlein statt, in dem er als Knabe so oft mit ihr gesessen und froher Hoffnung voll an Ostern 1824 seine erste Predigt gehalten hatte. Das war fast noch schlimmer als im Juli 1824, wo ihn der Schlag wenigstens plötzlich traf, während er hier langsamen, von Woche zu Woche sich steigernden Qualen ausgesetzt war und dadurch mehr leiden mußte, als einem jungen Mann von gesundem Gefühl mit Fug und Recht zugemutet werden kann.

Er fing nicht an zu toben und an Gewalttat zu denken, wie eine tatkräftigere Natur vielleicht getan hätte, aber er wurde von Neuem bis zum Tode betrübt, ohne daß ihm, dem im Amt stehenden, diesmal die Flucht zur Mutter möglich gewesen wäre, und Schwester Luise, die Vertraute und Trösterin in frühern Nöten, war vor wenigen Wochen gestorben! Ueber seine damalige Stimmung gibt uns ein Lied Auskunft, das man bisher so wenig verstanden hat wie so manches andre aus seiner Jugendzeit, nämlich: „Wo find ich Trost?“ in den Gedichten S. 235.

1. **Eine Liebe kenn' ich, die ist treu,**
   War getreu, solang' ich sie gefunden,
   Hat mit tiefem Seufzen immer neu,
   Stets versöhnlich, sich mit mir verbunden.

2. **Welcher einst mit himmlischem Geduldén**
   Bitter bittern Todestropfen trank,
   Hing am Kreuz und büßte mein Verschulden,
   Bis es in ein Meer von Gnade sank.

3. **Und was ist's nun, daß ich traurig bin,**
   Daß ich angstvoll mich am Boden winde?
   Frage: Hüter, ist die Nacht bald hin?
   Und: Was rettet mich von Tod und Sünde?

4. **Arges Herze! ja, gesteh' es nur,**
   Du hast wieder böse Lust empfangen;
   Frommer Liebe, frommer Treue Spur,
   Ach, das ist auf lange nun vergangen.

5. **Ja, das ist's auch, daß ich traurig bin,**
Daß ich angstvoll mich am Boden winde!
Hüter, Hüter, ist die Nacht bald hin?
Und was rettet mich von Tod und Sünde?

Wenn Mörike also auch in seinem christlichen Glauben Trost suchen konnte, so strebte er doch mit aller Macht nicht nur von Köngen fort, sondern auch aus dem Kirchendienst heraus, der hier bei der Gebrechlichkeit seines Pfarrers viel größere Anforderungen an den Anfänger stellte, als es in Möhringen der Fall gewesen war. Wie schwer mußte ihm das Ersinnen einer Predigt werden bei dem unvermeidlichen Gedanken, daß Schmid noch vor wenigen Tagen auf derselben Kanzel gestanden hatte, die er am nächsten Sonntag betreten sollte! Und doch sah er, ganz unbemittelt, ohne Zustimmung und Unterstützung seiner Verwandten keine Möglichkeit, fortzukommen und durfte nicht hoffen, diese Zustimmung zu erhalten, ehe er sich eine neue Stellung verschafft hatte. An sich war es damals ja etwas ganz gewöhnliches, daß ein angehender Theologe, sei es aus Abneigung gegen den Pfarrdienst überhaupt oder gegen das Wanderleben eines Vikars insbesondere, beim Konsistorium einen längern (oft auf viele Jahre ausgedehnten) Urlaub erbat, um z. B. eine Hofmeisterstelle anzunehmen oder sonstwie im Inland oder Ausland anzukommen. Traf man doch schwäbische „Magister", wie der amtliche Titel unserer jungen Theologen fast bis zu Mörikes Zeit lautete, in der ganzen Welt an. So hatte es kurz zuvor noch Hauff gemacht, ohne daß, außer etwa er selbst und seine Braut, die lieber gleich geheiratet hätten, irgend jemand in der Familie dadurch in Aufregung geraten wäre. Mörike freilich wollte so schnell als möglich fort und ganz aus dem Pfarrdienst heraus, auch mochte er die eigentliche Ursache seines dringenden Verlangens niemand mitteilen, als höchstens seiner Mutter. Nur um von Köngen wegzukommen, hätte er ja wohl auch den Versuch machen können, beim Konsistorium um Versetzung auf eine andere Stelle zu bitten, aber das genügte ihm in seiner damaligen Stimmung nicht und dazu hätte er sich vor allem seinem Pfarrer anvertrauen müssen. Schließlich half ihm doch dieser, dessen Widerstand er am meisten gefürchtet hatte, aus der Not. Während Mörike im September ein paar Tage lang zur Erholung in Tübingen verweilte, hatte Renz von seinen Absichten gehört und zeigte bei seiner Rückkehr „sehr auffallende, beleidigte Mienen" (Briefe S. 69).

Sein Vikar „entschuldigte und erklärte sich darüber ganz zu seiner Zufriedenheit“ und nachdem er ihm „mit unwiderstehlichen Thränen sein Inneres gezeigt und ihn tiefer in die Notwendigkeit seiner Wahl hatte blicken lassen“, versprach der wackere alte Herr freiwillig und überzeugt, seine Sache nach Kräften zu unterstützen und riet ihm nur, nicht förmlich aus dem Kirchendienst auszutreten, sondern Urlaub zu nehmen, um sich für alle Fälle den Rücktritt ins geistliche Amt offen zu behalten. Von dieser Unterredung benachrichtigte Mörike sogleich seine Mutter (Fischer S. 75), er versichert sie, daß seinem Gefühl der geistliche Stand teuer bleibe und künftig kein Pfahl im Fleische sein werde und wiederholt in einem Brief vom November 1827 (Briefe S. 71), daß er zufrieden sein wolle, in seinen Beruf zurückzukehren, wenn eine anderweitige Anstellung, z. B. die Redaktion eines ästhetischen Blattes, nicht zu erlangen sei. Mit dem (damals schon verwilligten) halben Jahr Urlaub sei ja nichts riskirt, auch wenn er sich bezüglich seiner Fähigkeiten für das literarische Fach selbst betröge. Er könnte aber nur dann seine bessere Ueberzeugung aus Liebe zur Mutter opfern, wenn sie erkläre, daß ihr seine Nähe unentbehrlich sei. Da sie nur aus allgemeiner Sorge für sein Wohl gegen den Plan sei und nicht glaube, „bei einer so wichtigen und ganz individuellen Angelegenheit seinen kindlichen Gehorsam durch ein absolutes Verbot auf die äußerste Spitze stellen zu dürfen“ — obwohl ihm dieser Gehorsam nie „selbst im bittersten Gedränge“ fehlen würde — sorge er nun ruhig auf die selbsterwählte Art für sein Fortkommen. Besonders hartnäckigen Widerstand gegen Mörikes Wünsche leisteten seine beiden Onkel, der Bernhauser und der Stuttgarter Georgii, von dessen Haus aus er einst das Gymnasium besucht hatte. Auf den Plan, mit des letzteren Hilfe Bibliothekar zu werden, mußte er ohnedem verzichten, denn der Onkel wünschte die ganze Poesie zum Teufel und meinte, hinter dem Wunsche seines Neffen, aus dem Kirchendienst zu treten, und hinter seinen dramatischen Plänen stecke nichts als entsetzlicher Hochmut; er habe ja noch gar nichts Größeres geleistet. Endlich durfte das Urlaubsgesuch aber doch eingegeben werden, es stützte sich „nur auf medizinische Gründe und zwar nicht so ganz sans toute cause, wie du denkst“, schreibt Mörike an seinen Freund Mährlen (Briefe S. 73). Die starken gemütlichen Erregungen des Sommers hatten ihn natürlich sehr mitgenommen. Am 1. August schreibt er an Freund Kauffmann (Briefe S. 65) „ich erhielt den Brief in

größtem Körper- und Geistesbankerott bei der Heimkunft von einer tour force nach den herrlichen Reißensteiner Ruinen im Neidlinger Thal!“ — er hatte diesmal ebenso vergeblich bei der Natur Erleichterung gesucht, wie 1824 im Gewitter. Bei Fischer S. 74 findet sich der für den Psychiater recht bedenkliche Eintrag in sein Tagebuch (vom 25. August), er glaube wahrzunehmen, daß sich der Köngener Schulmeister, ja, daß man sich in Tübingen über sein Predigen aufhalte, das ihm damals auf's Höchste entleidet war. Das Ergebnis einer schlaflosen Nacht dürfen wir wohl auch in einem der Lieder aus diesem Jahr (dem vierten hier erwähnten) erblicken „Um Mitternacht“, Gedichte S. 184. Es wurde nach Fischer-Kunstwart I S. 262 am 3. Okt. 1827 an Mährlen gesandt, am 17. Nov. 1827 auch an Kauffmann: „Dabey fiel mir ein alter Vers von mir ein, für den ich immer eine besondere Liebe habe“, heißt es hier unmittelbar vor dem Gedicht, das aber auch schon in der Sammlung von 1838 unserm Jahr 1827 zugeschrieben ist. Ein fünftes Lied aus dieser Zeit, „Besuch in Urach“, Gedichte S. 46, wurde mit dem mehrfach erwähnten Brief am 25. Mai an Hartlaub abgeschickt, dessen Geburtstag am 29. Mai war. Mörike schreibt ausdrücklich davon (Briefe S. 64), „es war nicht unmittelbar auf deinen Geburtstag berechnet, wie du gleich sehen wirst, ich habe aber viel an dich denken müssen“. Das Lied wird nach diesem Brief in den Mai 1827 gesetzt; wir können nun näher sagen: es ist in den ersten Tagen des Aufenthalts in Köngen entstanden. Darauf weisen zwei bisher nicht verständliche Verse des Gedichts hin, nemlich als erster „Fühllos und Alles habe seinen Lauf“ und als zweiter die Wiederholung in etwas abgeänderter Form „Hin ist die Lust, hab' Alles seinen Lauf“; auch verstehen wir jetzt wohl, warum die bis zur Betäubung süßen Zauberschalen, die Erinnerung beim Anblick des halbverfallenen Hüttchens reicht, verbittert sind, überhaupt erst jetzt die elegische Stimmung im ganzen Lied. War auch der Aufenthalt in den Seminaren nie so greulich, wie lächerlicher Weise von den heutigen behauptet wird, so waren sie doch früher Stätten strenger Zucht und größter Einfachheit, wie Jeder weiß, der die Zeiten der Frühstücks-Klostersuppen noch selbst erlebt hat. Das focht die tapfere Jugend dieser Zeit freilich nicht sehr an; gab es doch Manche, die sich freiwillig weitere Entbehrungen und Schmerzen auferlegten, um ihren Mut und ihre Standhaftigkeit nach Art der Spartaner zu erproben. Aber daß ein

früherer Seminarist im dreiundzwanzigsten Lebensjahre mit solcher Wehmut gerade auf seine Seminarzeit zurückblickt wie hier Mörike, mußte doch seine besonderen Gründe haben; bei einem sechzigjährigen Mann, dem das Leben übel mitgespielt und dem liebe Jugendfreunde gestorben sind, würden wir es ohne weiteres verstehen. — Bei dem hereinbrechenden Gewitter in dem Gedicht mag das Lied „Im Freien" in uns anklingen.

Während seines Vikariats konnte Mörike nur gelegentlich auf ein paar Tage von Köngen, dem Ort seiner Qual, wegkommen. So brachte ihm ein Besuch in Tübingen, zu dem ihn Freund Mährlen am Ende Juni abholte, vorübergehende Erleichterung; er wiederholte denselben bekanntlich im Anfang des September. Hier war ihm, wie er an Mährlen schreibt (Briefe S. 69) jeder Augenblick ein Fest. Einen für seine damalige Gemütsverfassung bezeichnenden Vorfall aus derselben Zeit, Anfang September, erzählt Notter (Eduard Mörike, ein Beitrag zu seiner Charakteristik Stuttgart 1875, S. 11), welcher dem besser Unterrichteten die beginnende, aber noch nicht gefestigte Genesung Mörikes verrät — Notter sieht darin „die Fülle seines sich gleichsam elektrisch entladenden Innern, dessen Entladung durch irgend eine den Dichter für den Moment nicht ansprechende Erscheinung leicht plötzlich und gänzlich zurückzutreiben gewesen sei". Notter war nämlich mit Karl Schmidlin, dem zweiten Sohn des Ministers, dessen mimisches Talent dem Mörike's gleichkam, im Köngener Schlößchen bei dem Besitzer, dem Minister Weißhaar, zu Besuch. Sie lernten Mörike im Pfarrhaus kennen und da dieser und Schmidlin (als Student ein Führer der Burschenschaft) sich bisher fern gestanden waren und doch schon lange darnach getrachtet hatten mit einander in Verkehr zu treten, so bildete sich von selbst der Gedanke zu einer gemeinsamen theatralischen Aufführung im Schlößchen. Mörike ergriff ihn anfangs mit vollem Feuer, bestärkt von Pfarrer Renz, der selbst Zuschauer sein wollte, und freundlichst eingeladen vom Schloßherrn. Da stellte sich plötzlich ein Umschlag in der Stimmung bei ihm ein, man sah ihm bei einem Besuch im Schloß die Qualen, an denen er innerlich litt, so deutlich an, daß von dem Unternehmen auch für spätere Zeiten abgesehen werden mußte. Auch Notter rühmt bei diesem Anlaß, wie wohltätig und liebevoll das Verständnis des alten Pfarrherrn für Mörike gewesen sei. Daß er

sich nach erlangtem Urlaub, den er noch vor Weihnachten 1827 antreten durfte, im Hause seiner Mutter bald wieder erholte, haben wir schon in der Einleitung berichtet.

VII. Mörikes Jugendlieder. Der Maler Nolten.

Der Dichter hat nach Fischer S. 77 im November 1827 vorübergehend an einen neugestalteten Faust gedacht und hat sich mehrere Jahre lang mit einem Hohenstaufendrama getragen, ja Fischer meint S. 78 „das Ringen mit dem Hohenstaufendrama habe ihn (im Jahre 1827) vor Allem aus dem Predigtwesen getrieben". Allerdings schreibt Mörike am 20. Dezember 1828 (Briefe S. 101) an Freund Mährlen, wenn er wieder in den Kirchendienst eingetreten sei, wolle er im Sturmschritt auf die Hohenstaufen los, aber am 7. Mai 1829 (Briefe S. 107) muß er ihm von Pflummern aus berichten, daß er seit einem Jahr nichts mehr am Enzius anrührte, obgleich ihm die Szenen, die er bisher geschrieben hat, den Mut nicht ganz nehmen; sie vorzeitig zu veröffentlichen, wie seine Mutter im Jahre 1828 wünschte, hatte er abgelehnt. (Fischer 78.) Er glaubte damals Aussicht zu haben, bald als ordentlicher Pfarrer angestellt zu werden, dankt dem Freund, daß er ihn diesem Gedanken zuerst wieder zugänglich gemacht habe, den er „sich selbst überschreiend immer im Voraus verfluchte" und will an poetische Arbeiten erst wieder denken, wenn er durch die erhoffte Anstellung „im Schwarzwald" festen Fuß gefaßt hat. So gar stark kann also der Drang zum Hohenstaufendrama doch nicht gewesen sein und Notter wird wohl mit seiner Angabe Recht haben, daß der Plan zu demselben gar nicht im Kopfe Mörikes, sondern Bauers gewachsen sei, der seinen Freund zum Mitarbeiter gewinnen wollte. Er fordert ihn (Bauers Schriften S. XXXII) auf „gemeinschaftlich ihrem Leben eine höchste Aufgabe zu setzen"; Mörike, damals unmittelbar vor dem Tübinger Examen stehend, hatte aber vorläufig eifrig Theologie zu studieren und konnte nur versprechen, bei besserer Muße den Raumer, das bekannte Geschichtswerk über die Hohenstaufen, vorzunehmen.

Mayne (S. 104) und Fischer (S. 78) wie auch Krauß nehmen an, daß Mörike „im Irrtum so mancher Lyriker befangen" in jungen Jahren der Meinung gewesen sei, er könne im Drama

sein Höchstes leisten, und daß er deshalb immer wieder zu der ihm innerlich fremden Form gegriffen habe. Diese Ansicht scheint uns nicht zutreffend. Was das Hohenstaufendrama in den Jahren 1827 und 1828 betrifft, so kommt neben der Aufforderung Bauers in Betracht, daß Mörike sich damals außerhalb des Pfarrdienstes eine Laufbahn öffnen wollte und wo möglich eine literarische. Das konnte er durch ein großes, Aufsehen erregendes Werk am leichtesten; damit auch den wohlverständlichen Wunsch befriedigen, der lieben Verwandtschaft seine geistige Ueberlegenheit und seine Berechtigung zu den bisherigen Ansprüchen schlagend zu beweisen. — Wie es sich mit dem „Irrtum vieler Lyriker" verhält, mag hier dahingestellt bleiben, im Allgemeinen sind aber hervorragende Geister über die angemessene Art ihrer Tätigkeit nicht im Irrtum, wenn sie auch gelegentlich einmal einen Mißgriff machen. Schiller z. B. war sich von Anfang an wohl bewußt, daß seine Stärke im politischen Drama und in der Verbindung von Poesie und Philosophie lag; auf wissenschaftlichem Gebiet vollends ist es geradezu eine Vorbedingung zu großen Erfolgen, daß der Forscher ahnt, sowohl wo ihm eine Ernte winkt, als auch wenn das Arbeitsfeld für die zur Zeit vorhandenen Hilfsmittel erschöpft ist. Es sind die untergeordneten Geister, die Nachlese halten, wo nicht mehr viel zu holen ist oder sich da abmühen, wo nie viel für sie zu holen war; sie gehen ohne eigenes Verständnis der Spur nach und lassen sich durch äußere oft ganz zufällige Anregungen da- und dorthin treiben. Entsprechend dürfte es sich auf dem Gebiete der Kunst verhalten.

Mörike mag sich über die Zeit getäuscht haben, der die Früchte seines Geistes bedurften, um zu reifen und seinen Namen berühmt zu machen, über die Art der Dichtung, die seinem Genius entsprach, waren Freunde von ihm, deren Namen in der Kunstwelt den besten Klang haben, mehr im Zweifel als er selbst. Fr. Th. Vischer fand im Jahre 1839 an seinen Gedichten viel zu tadeln und namentlich die Peregrinalieder fanden keine Gnade vor ihm; im Jahre 1844 verschärfte er den Tadel und schränkte das Lob sehr ein (Fischer S. 143), Mörike sei mit einem Fuß im Traum, im Märchen, in der Schrulle stehen geblieben und habe nicht gehalten, was man von ihm habe erwarten können. Der Dichter antwortete dem Freund nach drei Jahren: anstatt die Sache einfach zu nehmen, wie sie sei — daß er infolge eines tief eingreifenden

Leidens seit 1835 mit Arbeiten fast ganz aufhören mußte, anstatt unentschieden zu lassen, wohin er unter günstigeren Bedingungen gelangt wäre und noch gelangen könnte, leite er sein Verstummen aus einem innern Mangel, aus grillenhafter Schwäche her, weil er wie so viele Andere sein leibliches Uebel zum guten Teil für eingebildet halte[1]). So schreibe kein alter Kamerad vom andern. Trotzdem dauerte die Freundschaft beider Männer bis zum Tode fort, denn der gutmütige Mörike konnte nicht allzulange grollen. — D. Fr. Strauß beginnt einen Brief (vom 15. März 1838) an Vischer mit den Worten: „Ja wenn man den Mörike zum Geschichtsstudium bringen könnte! Da hängt's eben hinaus. Versuch's, ob du's ihm einreden kannst; auf dich gibt er am meisten." (Ausgewählte Briefe von D. Fr. Strauß herausgegeben von E. Zeller, Bonn 1895.) Sogar diese Freunde wollten ihn also auf fremde, seinem Genius nicht zusagende Gebiete drängen und er war es, der sich dazu nicht drängen ließ.

Im reifen Mannesalter, nemlich im Jahre 1858, hat Vischer im Vorwort zum fünften und letzten Band seiner Aesthetik S. VIII die Tendenz dieses seines großen Werks noch einmal kurz zusammengefaßt. Es arbeite gegen eine hohle, gegenstandslose Kunst, gegen den falschen ästhetischen Idealismus (heutzutage müßte es gegen den ideenlosen Realismus eifern!). Vischer erklärt in der Sprache des Hegelianers, die uns freilich nicht mehr so geläufig ist, aber hier den Nagel auf den Kopf trifft, „nur dasjenige für ein wahres Kunstwerk, was im naturvollen Kontakte des Künstlergeistes mit einem gegebenen, vorgefundenen Objekte auf dem Wege der Zufälligkeit entstanden sei". Der Genius schaue in dieser Berührung durch die empirisch getrübte Gestalt der Dinge hindurch in die reinen Urtypen, auf welche das Leben angelegt sei, wobei im Künstler der Schein entstehe, daß ihm mitten in der empirischen (unvollkommenen) Welt in dem geschauten schönen Naturprodukt, dem eine besondere Gunst des Schicksals eine mangellose Entwicklung gegönnt, dieser Urtypus wirklich begegne (ihn versuche er nun in seinem Kunstwerk wiederzugeben).

---

[1]) Es ist sehr wohl möglich, daß Mörike frühzeitig von einem ernstlichen, unheilbaren Organleiden befallen wurde, das in damaliger Zeit die noch etwas gröbliche Heilkunde nicht zu erkennen vermochte und daher nervös, gelegentlich auch wohl eingebildet nannte. Bei seinen vielen schweren Rheumatismen im Anfang der dreißiger Jahre kann man z. B. an Erkrankung des Herzmuskels oder der äußeren Herzhaut denken.

Allen feinsinnigen Kennern Mörikes ist die unglaubliche Lebenswahrheit seiner Schöpfungen aufgefallen. „Die Gestalten des Romans haben den Dichter in seinem Zimmer besucht, er hat ihnen ins Auge geblickt," sagt Vischer 1839 bei der Besprechung der ersten Noltenausgabe und ähnlich spricht sich B. Gugler aus in einem Aufsatz über den neu bearbeiteten Nolten (Bes. Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1877, Nr. 23), ähnlich auch Storm. In dem schon erwähnten Brief faßt Strauß denselben Eindruck in die hübschen Worte: „Mörikes Lieder seien wahre kleine allerliebste Lebewesen, es sei ihm dabei das apokryphische Wunder — (aber eben, ob er's wohl weiter als zu apokryphischen Wundern bringt?) — eingefallen: er nimmt nur eine handvoll Erde, drückt sie ein wenig und alsbald fliegt ein Vögelchen davon." — Jetzt erkennen wir, daß viel mehr von den Jugendgedichten, viel mehr aus dem Nolten, als man bisher glaubte, erlebt ist. Es hat nun einen eigenen Reiz, das Erlebte aus der poetischen Umhüllung herauszuschälen und, was von viel größerer Bedeutung ist, die Wirkung von Mörikes Schöpfungen auf unser Gefühl wird dadurch viel stärker — was keineswegs bei allen Dichtern so ist. Wir ahnen in ihnen auch ohne gelehrte ästhetische Bildung in angebornem Einklang mit Vischers philosophischen Darlegungen die größten Meisterwerke der Kunst. An Stelle der mysteriösen Maria, der ziemlich ältern Schönheit mit ihrer trüben Atmosphäre von Heiligkeit und Sündhaftigkeit, mitleiderregender Schwäche und Unart, an der nur der Somnambulismus und die Landstreicherei ganz wahr ist, als deren Liebhaber wir uns Lohbauer in seiner wilden Zeit wohl denken können, tritt das gleichaltrige schelmische Pfarrtöchterlein, das „niedliche" Mädchen mit seiner zarten Schönheit; in das sich zu verlieben einem Jüngling wie Mörike so ganz angemessen war. Wir erkennen in dieser Liebe in der Tat „den Urtypus, auf den das Leben angelegt ist" und in dem Leid, das ihm aus ihr entsprang, den Urtypus des unnatürlichen Philistertums unseres gebildeten Mittelstandes, der alten Geschichte Heines, die bei diesen Philistern täglich neu wird. Welch ganz andern Eindruck macht nun, um ein Beispiel für viele zu geben, das Lied von 1827 „Wo find' ich Trost", wenn wir in ihm den Ausdruck verzweifelter Liebe erkennen, als wenn wir es mit Fischer S. 73 dem Ueberdruß an der „portionenweise zugemessenen homiletischen Massenproduktion" zuschreiben oder mit

Mayne S. 242 in ihm „eine Versenkung in das Geheimnis der Göttlichkeit, die von dem sich verflüchtigenden Pietismus eines Schleiermachers leise gestreift ist“ erblicken, in beiden Fällen mit Vischers Worten eine „hohle gegenstandslose Kunst, einen falschen ästhetischen Idealismus“. — Sieht man von den leicht erkennbaren Märchen ab, so kann man fast sicher sein, ein Gedicht von Mörike nicht recht zu verstehen, so lang man nicht einen greifbaren Hintergrund mit allen seinen Einzelheiten herausgefunden hat, und die Kunst des Dichters ist so groß, daß sie auch die schwierigsten realistischen Aufgaben durch schönste Darstellung zu lösen im Stande war.

Wenn also in den Jahren 1827 und 1828 das Hohenstaufendrama als fremdes Pfropfreis bei Mörike nicht zu rechter Entwicklung kommen konnte, so blühte ihm dafür ein reicher Liederfrühling, als die Wunden geheilt waren, welche ihm die böse Vergangenheit geschlagen hatte. Eine Zusammenstellung der Entstehungszeiten seiner Jugendgedichte, die er für geeignet hielt, in die Sammlung von 1867 aufgenommen zu werden, mag hier nicht unwillkommen sein.

Jahr der Entstehung	1822	1823	24	25	26	27	28	29	30	31	Summe
Zahl der Gedichte	1	3	3	4	1	7	23	4	8	3	57

Von den 46 Liedern der ersten 8 Jahre fällt die Hälfte auf 1828; 5 von den 7 Liedern der ersten 3 Jahre gehen auf Klara Neuffer (eingerechnet den am 6. Juli entstandenen Teil eines der Peregrinalieder). Das eine Lied von 1826 ist „Jung Volker“; von den 7 Liedern des Jahres 1827 sind noch 2 zu erwähnen: „Charis und Penia“ und der herrliche „Septembermorgen“, Gedichte S. 362 und 170, beide nach Selbstgeschautem gedichtet, der letzte, nach Fischer S. 77, auf einem Gang von Köngen nach Nürtingen am 18. Oktober 1827, wozu freilich die jetzige Aufschrift nicht passen will; sie lautete nach Fischer ursprünglich „Herbstfrühe“.

Im Oktober 1828 begann Mörike sich dem Maler Nolten zuzuwenden, der aber, wie die Liederdichtung damals und im Jahre 1829 zunächst wieder liegen blieb, weil die Anfangsschwierigkeiten in Pflummern und dann das neue Liebesglück in Plattenhardt zusammenhängender poetischer Tätigkeit nicht günstig waren. Dagegen wurden im Jahre 1830 in Owen schon 2 Drittel des Romans mit zahlreichen neuen Liedern fertig; vollendet wurde er während eines Urlaubs im Frühjahr und Sommer 1831 und zwar

einige Stücke in Hohenheim, worauf eine Stelle im Nolten hinweist, auf die später aufmerksam gemacht werden soll. Der Druck begann im August 1831, dauerte aber ein ganzes Jahr. Bekanntlich wollte sich Mörike damit die Erinnerung an die schlimmste Zeit seines Lebens vollends von der Seele schreiben, was ihm freilich nicht in der schlichten, rührenden Einfachheit gelang, die wir z. B. an den „Leiden des jungen Werther" bewundern. Ihm selbst gefiel der Roman ja später nicht mehr, so daß er seinem Verleger einen unveränderten Abdruck verweigerte, als endlich im Jahre 1851 eine zweite Auflage nötig erschien und das Buch lange Zeit sehr selten war. Die Umarbeitung desselben, die ihn nun bis ans Ende seines Lebens beschäftigte, konnte freilich nicht so gelingen, daß sie ihn vollständig befriedigt hätte und manche Leser werden an der Herbigkeit der ersten Ausgabe mehr Gefallen finden, als an der geglätteteren, hie und da aber auch schwächlicheren Form der zweiten, die erst nach Mörikes Tod auf Grund seiner Vorarbeiten und Weisungen im Jahre 1877 von Professor Klaiber, einem seiner jüngern Freunde, besorgt wurde[1]). Hier war die erste Fassung von 1832 zu Grunde zu legen, die jetzt wieder im Buchhandel zu haben ist, und zwar beziehen sich meine Seitenangaben auf die sehr verbreitete billige Mörike-Ausgabe von Sallwürk (Reklam jun., Leipzig). Die anerkannten Mängel des Nolten sind nicht nur dem Unvermögen des Dichters zur Bewältigung größerer Arbeiten zuzuschreiben, er wollte „ein dunkles Zimmer bauen", wie er einmal (nach Mayne S. 163) einem Kritiker gegenüber gesagt haben soll. Seine Erlebnisse auf den Fildern von 1823 bis 1827 waren noch allzufrisch und waren selbstverständlich bei Rau's nicht unbekannt geblieben. Saßen sie doch schon seit 1818 in Plattenhardt und Klara Neuffer war, wie wir wissen, mit den Töchtern des Hauses befreundet; auch hatte man sich vor der Verlobung der Luise in Bernhausen nach Mörike erkundigt und sie erst auf günstigen Bescheid hin zugegeben (Briefe S. 143). Mit Rücksicht auf Luise Rau und die Ihrigen durfte er also das Vergangene nicht so offen darstellen, daß jedermann auf alle Einzelheiten den

---

[1]) Eine dritte Bearbeitung des Nolten, die sich enger als die Klaiber'sche an die von Mörike hinterlassenen Arbeiten anschließt, ist soeben durch Fischer in der schon erwähnten Kunstwart-Ausgabe B. V und VI erschienen.

Finger legen konnte: Die Spannung zwischen Wahrheit und Dichtung ist im Nolten sehr viel größer als im Werther. Auf Grund unserer neuen richtigern Auffassung von Mörikes Jugenderlebnissen wird man aber viele seiner dunkeln Stellen besser verstehen und der Roman, an dem Vischer, von seinem Standpunkt aus mit Recht, die allzustarke Beimischung des Märchen- und Traumartigen getadelt hat, der deshalb auch trotz aller einzelnen Schönheiten beim gewöhnlichen Leser keinen rechten Anklang finden konnte, wird uns nun den besondern Genuß gewähren, daß wir allmählig in dem „dunkeln Zimmer“ mit eignen Augen und ohne fremde Brille sehen lernen. Einige Anleitung dazu sollen die nächsten Abschnitte geben.

Man hat bisher Luise Rau für das Urbild der Agnes genommen; abgesehen davon, daß dieser Name sich schon im ältesten Text der Peregrinalieder findet, eine psychologische Unmöglichkeit! Ein junger Mann, welcher in der Vereinigung mit einer heiß geliebten Braut das Glück seines Lebens zu finden hofft — was bei Mörike mindestens bis zum Ende des Jahres 1831 der Fall war und gerade in der kritischen Zeit des April 1831 besonders deutlich hervortritt, wo er in die Untersuchung gegen seinen Bruder Karl verflochten wurde — ein solcher macht seine Braut nicht zur Heldin eines Romans, von dem Freund Bauer mit Recht sagt, „sein ganzer Horizont sei von Anfang an unheilverkündend, wie vor dem Ausbruch eines Gewitters, in dem das düstere Vorgefühl nach und nach in Grausen übergeht.“ Kurz schreibt gar darüber an Mörike, der ungeheure Schluß des Romans habe ihn erbittert, er wirke weltgerichtlich wie ein zweischneidig Schwert durch Mark und Bein (es fällt uns dabei der Waiblingerbrief S. 41 ein) und ähnlich urteilen Vischer und Heyse (Maync S. 162). Den im Spätjahr 1833 eingetretenen Bruch mit Luise vorahnend soll Mörike schon im Jahre 1830 und 1831 ihr die schwermütigen Lieder vom verlassenen Mägdlein und der allzuschnell vergangenen Rosenzeit gesungen haben, ihr soll er das Lied „Wo find ich Trost?“ in den Mund gelegt haben. Das könnte sich ein moderner Dichter erlauben, heutzutage, wo man mit dem Unnatürlichen und Verkehrten einen förmlichen Kultus treibt; Mörike aber war davon himmelweit entfernt! Agnes ist vielmehr Klara Neuffer, so gut wie Nolten-Larkens Mörike selbst und die Zigeunerin Maria Meyer ist. Selbstverständlich hat der Dichter viele Züge von Luise auf Agnes übertragen, was er, als liebender Bräutigam damals innerlich mit

ihrem Bild fortwährend beschäftigt, ja nur unter beständiger Geistesarbeit hätte vermeiden können; zumal Luise und Klara, beide als Pfarrtöchter auf den Fildern aufgewachsen in geistiger Beziehung viel Verwandtes haben mußten. Wie seine Phantasie mit den Gestalten beider Mädchen spielt, zeigt sich z. B. an der Stelle unmittelbar vor den Peregrinaliedern, wo Nolten im „Labyrinth" Schriftlichkeiten des verstorbenen Larkens liest. Diesen dem Oberschwaben wohl bekannten Irrgarten hat Mörike im Taxisschen Schloßgarten von Obermarchthal gesehen (Briefe S. 178), wir denken dabei aber auch daran, daß er im Frühling 1831 eine Zeit lang in den „englischen Anlagen" des Schlosses Hohenheim wohnte und am Schluß des Nolten arbeitete. Das Wirtshaus „zur Stadt Rom", sein damaliges Quartier (Briefe S. 273), von dem Fischer S. 96 mit Unrecht sagt, es sei nicht mehr vorhanden, wird jetzt noch im „exotischen Garten" gezeigt, wie der Rest dieser Anlagen jetzt heißt. — Nolten findet also in seiner Mappe ein dünnes Heftchen mit kleinen Gedichten, fast lauter Sonette „An L." — Mörike hat im Jahre 1830 in der Tat 7 Sonette an Luise gedichtet, die fast alle dem Nolten einverleibt sind. Nun fährt der Roman fort: Nolten errieth, wem die Gedichte galten. Der Verstorbene hatte ihm selbst von einer frühern Liebe zur Tochter eines Geistlichen gesprochen, wahrscheinlich fiel das Verhältnis in den Anfang von Larkens Universitätsjahren. Hier trägt also die Geliebte von Larkens, dem Doppelgänger von Nolten-Mörike, Züge von Luise und von Klara. Dasselbe ist der Fall mit Agnes bei dem bekannten Besuch Noltens auf dem Kirchhof (Sallw. S. 226, die Stelle ist unverändert in die zweite Nolten-Ausgabe hinübergenommen und findet sich im zweiten Teil gleich nach dem Lied „Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel"). Die Ortsbeschreibung weist auf Plattenhardt und Luise hin. Zwar wird natürlich auf dem mitten im Dorf befindlichen Kirchhof längst nicht mehr begraben und das Steinkreuz auf der Mauer ist verschwunden, aber noch steht die Mauer selbst und man zeigt das Försterhaus mit dem Weg durch Haselhecken, auf dem Nolten zur Kirche ging. Sein Besuch in der Kirche dagegen, wo er den (Pfarr-) Stuhl betrachtet, in dem Agnes als Kind und junges Mädchen der Kanzel gegenüber saß, die Emporkirche mit dem Bleistiftzeichen, das er einst als Liebesorakel hingekrizelt hatte, all das gehört natürlich Klara an und weist uns in das Kirchlein von Bernhausen. — Nach Maync Anhang S. 384 fühlte sich Klara Mörike

bei dem hier beschriebenen Kirchhof an den von Bernhausen erinnert. Diese befestigten Kirchhöfe im Innern der Dörfer sehen sich meist recht ähnlich; unsere besonders angestellte Nachforschung spricht, so weit es aus dem jetzigen Stand der Dinge zu ersehen ist, viel mehr für Plattenhardt, ohne daß Bernhausen geradezu unmöglich wäre. Ob auch Luise Rau an „bösen Nervenzufällen litt, deren herzzerreißendes Bild Mörike tief erschreckte" wie Mayne S. 114 sagt, muß dahingestellt bleiben. Wir haben in der ganzen uns zur Verfügung stehenden Mörikeliteratur vergeblich nach einer beglaubigten Angabe der Art gesucht. Daß Klara Neuffer ein schweres „Kopfleiden" hatte, ist mehrfach erwähnt worden. Bei Sallwürk S. 229 findet sich die Stelle, wo von den dunkelblauen Augen der Agnes und dem plötzlichen Wechsel ihrer Haarfarbe nach einer Krankheit, von blond in braun, die Rede ist. Ob ein solches Nachdunkeln der Haare bei Klara zu beobachten war, wissen wir nicht, möglich wäre es nach ärztlicher Erfahrung wohl.

Daß die Zigeunerin Elisabeth mit Maria Meyer im Zusammenhang steht, ist allgemein anerkannt. Dem Mädchen der Peregrinalieder sind aber auch noch andre Züge beigemischt; dem Gedicht „Die Hochzeit" liegt nach Sallwürk 312 eine Zeichnung zu Grunde, welche Nolten schon in der Schule zu * * * gemacht hat, „Elisabeth's Gestalt in asiatischem Kostüm, mit Scenerie in ähnlichem Geschmack darstellend." Larkens hat dieses Bild später an sich genommen. In einem undatierten Brief Mörikes an Hartlaub, angeblich vom Jahr 1838, und von Cleversulzbach aus geschrieben, ist von einem verloren geglaubten Büchlein die Rede, das Mörike lebhaft an die Asiatin erinnert. Es hat sich einstweilen bei ihm wieder gefunden, Hartlaub soll sich den Kauf und die Auslage dafür nicht reuen lassen und das zweite Exemplar nun zu seinen liebsten Büchern stellen. So berichtet Mayne in Westermann S. 47 und in der Biografie S. 387. Ebendaselbst führt Mayne einen zweiten Brief von Mörike an Hartlaub aus dieser Zeit an; er kann sich unsres Erachtens nicht auf die Peregrinafrage beziehen. Jedenfalls sind die „Memorabilien", von denen hier die Rede ist, nicht die „Erinnerungen von C. Münch", wie Mayne in der Biografie will, denn Mörike hörte von ihnen, die schon 1836 erschienen sind und zweifellos von Maria Meyer handeln, erst im März 1843 durch Strauß (Briefe B. II S. 62) und „das Mangelhafte und Uebertriebene der Darstellung, die eine widerliche

Eitelkeit des Verfassers ausspricht," war ihm nur verdrießlich, wie er an denselben Hartlaub schreibt. — Es könnte sich also um ein Bild handeln, das Mörike, angeregt durch das „Büchlein", vielleicht aber auch durch ein Erlebnis (in Urach als wichtigem Albübergang sah man immer viel Zigeuner) oder durch eine Erzählung mit Wissen Hartlaubs in Urach gemacht hat. Daß dieses Bild auch Beziehungen zu der Organistin in der Gespenstermusik im Walde (Sallwürk S. 9) hat, ist bekannt. — Ueber die Entstehung der Peregrinalieder lesen wir im Roman (Sallwürk 311) noch Folgendes: Nolten findet auch sie im Nachlaß von Larkens unter der Aufschrift: „Peregrina's Vermählung mit * *" und erkennt leicht, daß er selbst der Bräutigam sein soll. Er blättert im Manuskript und entdeckt eine im Ganzen unschuldige Phantasie über seine (Noltens) frühere Berührung mit Elisabeth. Es war nemlich eine Eigentümlichkeit von Larkens „das Leben mancher Freunde durch Zutat seiner Einbildungskraft mit magischem Firniß aufzuhöhen, sie sich dadurch näher zu bringen und so Alles auf zweifache Art zu genießen". Doch hat Larkens diesen idealen Unterschleif vorsichtig und nicht auf Kosten der Freundschaft betrieben, er versteckte daher vor Nolten Alles, was auf die Gesundheit seines Gemütes von dorther (d. h. von Elisabeth) hätte nachteilig wirken können, so daß ihm die Vorliebe Larkens für Elisabeth verborgen blieb. Er hatte jedenfalls einmal die Absicht, die Geschichte der Zigeunerin für sich zu erweitern, und ins Fabelhafte überzuspielen; das nachgelassene Manuskript, das Nolten in Händen hat, enthält teils Fingerzeige zu Gedichten, teils schon ausgeführte Stücke, von denen nun die bekannten Peregrinalieder mitgeteilt werden, nachdem zuvor noch das Ganze als „wunderliche Amplifikation der an sich schon wunderbaren Tatsachen mehr in seiner eigenen (Larkens) als in Noltens Sinnesweise" bezeichnet wurde. Wir haben bei dem, was hier von Larkens gesagt ist, ohne Zweifel an Bauer zu denken. Er nahm von allen Freunden am meisten Anteil an den fast kindisch zu nennenden praktischen Phantasiespielen Mörikes und an der Ausbildung des bedeutungsvolleren Orplid-Mythus; viele seiner Briefe und namentlich sein oben besprochenes Gedicht „Geheimnis" sind in dieser Sinnesweise geschrieben.

Wir kennen von den Peregrinaliedern drei Fassungen: a) einen Urtext in ältesten Handschriften, bei Fischer-Kunstwart B. I S. 260 ff. ohne Zeitangabe seines Entstehens abgedruckt; b) den

Text in der ersten Noltenausgabe (Sallwürk 312); c) den Text in der zweiten Noltenausgabe und in den „Gedichten". Die Bezeichnungen der Lieder sind folgende:

im Urtext	Agnes die Nonne	Agnesens Hochzeit	Abschied von Agnes	Nachklang an Agnes	—
im Nolten I	Warnung	Die Hochzeit	Scheiden von Ihr	—	Und wieder.
im Nolten II und in den „Gedichten"	I	II	III	IV	V

Im Nolten I ist die Reihenfolge der Lieder: Hochzeit, Warnung, Scheiden von Ihr, der „Nachklang" fehlt, während im Urtext das Lied „Und wieder" fehlt. Im Nolten II findet man alle fünf Lieder. Wichtige Aenderungen zwischen Urtext und Nolten I sind im ersten und dritten Lied; zwischen Nolten I und Nolten II sind größere Aenderungen im zweiten und dritten Lied. Wir bringen zuerst das Lied „Agnes die Nonne" und „Warnung" im Urtext und im Text von Nolten I.

a) Agnes die Nonne (Urtext)

1. und 2. Strophe im Wesentlichen wie rechts.

b) Warnung nach Nolten I (ganz ähnlich in Nolten II).

1. Der Spiegel dieser treuen, braunen Augen
Ist wie von innerm Gold ein Widerschein;
Tief aus dem Busen scheint er's anzusaugen,
Dort mag solch Gold in heil'gem Gram gedeih'n.

2. In diese Nacht des Blickes mich zu tauchen,
Unschuldig Kind, Du selber läbst mich ein —
Willst, ich soll kecklich Dich und mich entzünden,
Reichst lächelnd mir den Tod im Kelch der Sünden!

3. Einst ließ ein Traum von wunderbarem Leben
Mich sprießend Gold in tiefer Erde sehen,
Geheime Lebenskräfte, die da weben
In dunkeln Schachten, ahnungsvoll verstehen,
Mich drang's hinab, nicht konnt ich widerstreben,
Die gold'nen Adern konnt ich nirgends schauen,
Und um mich schüttert sehnsuchtsvolles Grauen.

3. fehlt in Nolten I, II u. den Gedichten.

Die dritte Strophe bezieht sich ohne Zweifel auf die verunglückten Versuche Mörikes, die Geheimnisse der Somnambule zu erforschen. — Auch heute noch ist betrogen, wer sich mit Sensitiven, spiritistischen Medien und sonstigen Vertretern des Okkultismus einläßt!

Das Hochzeitlied ist im Urtext und im Nolten I fast gleich, in beiden ist der Schluß sehr verschieden von dem desselben Lieds im Nolten II. In den beiden ersten Texten findet sich nemlich der Hinweis auf das Magnetisiren, der in Nolten II fehlt, in folgenden Versen:

Und nun strich sie mir, stille stehend,
Seltsamen Blicks mit dem Finger die Schläfe:
Jählings versank ich in tiefen Schlummer.
Aber gestärkt vom Wunderschlafe
Bin ich erwacht zu glückseligen Tagen,
Führte die seltsame Braut in mein Haus ein.

Es folgt das dritte und für uns wichtigste der Lieder:

a) Abschied von Agnes.

Fischer-Kunstwart B. I S. 261 und gleichlautend Fischer Biogr. S. 54, hier ohne Ueberschrift.

Ein Irrsal kam in die Zaubergärten
Einer fast heiligen Liebe,
Und mit weinendem Blick
Hieß ich das zauberhafte, schlanke Mädchen
Fern von mir gehen.
Und ihre weiße Stirn,
Drinn ein schöner, sündhafter Wahnsinn
Aus dem dunkeln Auge blickte,
War gesenkt, denn sie liebte mich.
Aber sie zog mit Schweigen
Fort in die graue,
Stille Welt hinaus.

Von der Zeit an
Kamen mir Träume voll schöner Trübe,
Wie gesponnen auf Silbergrund,
Wußte nimmer, wie mir geschah —
Und war seliger, leidender Krankheit voll,
Oft in den Träumen zog sich ein Vorhang
Finster und groß ins Unendliche,
Zwischen mich und die dunkle Welt.
Hinter ihm ahnt' eine Haide ich,
Hinter ihm hört' ich's mit einem Mal
Halb verhalten wie Nachtwindsausen,

b) Scheiden von Ihr.

nach Nolten I.

Ein Irrsal kam in die Mondscheinsgärten
Einer einst heiligen Liebe.
Schaudernd entdeckt' ich verjährten Betrug
Und mit weinendem Blick, doch grausam,
Hieß ich das schlanke, zauberhafte Mädchen
Ferne gehen von mir.
Ach, ihre hohe Stirn,
Drinn ein schöner, sündhafter Wahnsinn
Aus dem dunkelen Auge blickte,
War gesenkt, denn sie liebte mich;
Aber sie zog mit Schweigen
Fort in die graue,
Stille Welt hinaus.

Von der Zeit an,
Kamen mir Träume voll schöner Trübe,
Wie gesponnen auf Nebelgrund,
Wußte nimmer, wie mir geschah,
War nur schmachtend, seliger Krankheit voll.
Oft in den Träumen zog sich ein Vorhang
Finster und groß ins Unendliche,
Zwischen mich und die dunkle Welt.
Hinter ihm ahnt' ich ein Haideland,
Hinter ihm hört' ich's wie Nachtwindsausen;

Auch die Falten des Vorhangs
Fingen bald im Sturm an sich zu regen,
Gleich einer Ahnung strich es dahinter;
Ruhig blieb ich und bange doch,
Immer leiser wurde der Haidesturm
Sieh' da kam's!
Aus einer Spalte des Vorhangs
Zuckte plötzlich der Kopf des Zauber-mädchens
Lieblich war es und doch so beängstigend,
Soll ich die Hand ihr geben
In ihre weiße Hand,
Bittet ihr Auge nicht
Sagend: Da bin ich wieder
Hergekommen aus weiter Welt?

Auch die Falten des Vorhangs
Fingen bald an, sich im Sturm zu regen.
Gleich einer Ahnung strich er dahinter,
Ruhig blieb ich und bange doch,
Immer leiser wurde der Heidesturm —
Siehe — da kam's!
Aus einer Spalte des Vorhangs guckte
Plötzlich der Kopf des Zaubermädchens,
Lieblich war er und doch so beängstend.
Sollt ich die Hand ihr nicht geben
In ihre liebe Hand?
Bat denn ihr Auge nicht;
Sagend: Da bin ich wieder
Hergekommen aus weiter Welt!

In Nolten II und den „Gedichten" sind bis zu den Worten „graue, stille Welt hinaus" nur folgende Verse anders: Ach Ihre hohe Stirn, War gesenkt, denn sie liebte mich; auch fehlt das Wort „stille". Von da an aber lautet hier der stark gekürzte Text folgendermaßen:

Krank seitdem,
Wund ist und wehe mein Herz.
Nimmer wird es genesen!
Als ginge, luftgesponnen, ein Zauberfaden
Von ihr zu mir, ein ängstig Band,
So zieht es, zieht mich schmachtend ihr nach!
— Wie? wenn ich eines Tags auf meiner Schwelle
Sie sitzen fände, wie einst im Morgen-Zwielicht,
Das Wanderbündel neben ihr,
Und ihr Auge, treuherzig zu mir aufschauend,
Sagte, da bin ich wieder
Hergekommen aus weiter Welt!

Die Agnes im Urtext ist nach unsrer Ansicht bekanntlich die Heldin der Tragödie vom November 1824 und gleicht in allen Stücken der Elisabeth-Peregrina des Nolten I und II. Da muß es doch sehr auffallen, daß sie in diesem Urtext deutliche Züge der Klara Neuffer trägt, die zu dem „asiatischen Kostüm und Szenerie" im Nolten gar nicht passen, auch schon im Nolten I beseitigt sind. Das ist die weiße Stirn und Hand und das Hausen hinter einer (bestimmten) Haide, die im Nolten I durch den allgemeinen Begriff „Haideland" ersetzt ist; dazu beachte man, daß aus dem Zauberhaften „zuckte, strich es dahinter, lieblich war es" des Ur-

textes, im Nolten I das wenig poetische „guckte, strich er, war er“ geworden ist. Das letztere ist dem Verlobten der Luise Rau von 1830 angemessen, das erstere dem Mörike vom Juli 1824 und Schreiber des Waiblinger-Briefes vom August dieses Jahres, der seine endgültige Trennung von Klara noch nicht fassen kann, aber nur von einem Wunder Rettung aus seiner Not hofft, der halb von Groll über die erlittene Kränkung, halb von Sehnsucht erfüllt, ungewiß ist, was er tun sollte, wenn sich das Wunder ereignen würde. — Sollten in den Urtext dieses dritten Liedes in der Tat Trümmer eines Gedichtes vom 6. Juli 1824 verwoben sein?

Wir haben bisher gesehen, daß und wie im Nolten Wahrheit und Dichtung verschlungen sind und wollen nun noch den Versuch machen, aus ihm einige Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, wie sich die Entfremdung Klaras von Mörike und die Annäherung an Schmid — wenigstens in des erstern Auffassung, auf die es uns hier ja eigentlich allein ankommen kann — vorbereitet und vollzogen hat. Im Roman sind die hieher gehörigen Begebenheiten zwischen Nolten und Agnes nicht im Zusammenhang erzählt, sondern müssen, etwa aus Sallwürk S. 20 bis 60, durch Vor- und Zurückblättern ziemlich mühsam zusammengetragen werden. Wir beginnen mit S. 39, wo das Verhältnis der Verlobten noch in der wünschenswertesten Blüte steht. Da erkrankt Agnes schwer, kommt zwar mit dem Leben davon, wird aber nervenleidend; sie ist niedergeschlagen, zuweilen aber auch ungewöhnlich heiter und gegen ihre sonstige Art zu Possen aufgelegt. Sie zeigt eine auffallende Neigung zu Musik, wünscht heftig, ein Instrument spielen zu lernen, damit Nolten doch wenigstens e i n Vergnügen an ihr haben möge. „Ich bin ein gar zu einfältiges, bäurisches Geschöpf und solch ein Mann! o, werden wir auch jemals für einander taugen,“ ist ihre ständige Klage. Der Vater sucht sie, jedoch ohne Erfolg, zu beruhigen, und man entdeckt endlich eine bisher unbekannt gebliebene, weitere Ursache ihrer Unruhe. An dem Tage, als Agnes vom Arzte zum erstenmale die Erlaubnis erhalten hatte, wieder auszugehen, war ein weitläufiger Verwandter im Hause anwesend, ein junger Mann von angenehmem Aeußern und manchem schönen geselligen Talent. Man machte seine eigentliche Bekanntschaft erst jetzt, da er seit einiger Zeit in der benachbarten Stadt bei der Landesvermessung angestellt war (hier sind offenbar die Gestalten von Schmid und von Lohbauer in einander verwoben). Nach dem Mittagessen darf Agnes den Vetter

gegen die Stadt (Stuttgart) ein Stück weit begleiten und fühlt sich im Sonnenschein, unter offenem Himmel und im Gefühl wiedergeschenkter Gesundheit wie neugeboren. Nach der Trennung vom Vetter findet sie in einem Birkenwäldchen (wobei dem Schwaben der Dorfname Birkach und die zahlreichen Birken im benachbarten Ramsbachtälchen einfallen) eine Zigeunerin sitzen, eine Person von ansprechendem und trotz ihres gesetzten Alters noch immer jungfräulichem Aussehen. Agnes geht zuerst an ihr vorüber, kehrt aber nach wenig Schritten wieder um und redet sie an, da ihr Blick und Wesen einen bedeutenden Eindruck auf sie gemacht haben. Die Zigeunerin flicht aus Grashalmen eine Art Orakel für Agnes, Liebesknoten, die sie verknüpft und wieder löst und sagt ihr dann: „Der Herr, den ihr da vorhin ausgefolgt, ist zwar euer Schatz nicht, doch denkt an mich, er wird es werden." Agnes scherzt anfangs über die unglaubliche Prophezeiung, als sie aber im weitern Gespräch mit der Zigeunerin, die eine unbegreifliche Bekanntschaft mit ihren Verhältnissen zeigt, vertrauter wird, sagt diese zu ihrem größten Schmerz plötzlich: „Was euren jetzigen Verlobten anbelangt, so wäre es grausam Unrecht, euch zu verbergen, daß ihr auch allerdings nicht geboren seid für einander . . . Die Geister necken sich und machen Krieg mit den Herzen, die freilich noch jetzt fest zusammenhalten." Agnes findet Sinn in diesen dunkeln Reden, denn sie erklärten ihr nur ihre eigene Furcht, daß sie Nolten nicht genüge. Die Fremde nimmt Abschied und ermahnt Agnes, guten Mutes zu sein: „Läßt dich die Liebe mit einer Hand los, so faßt sie dich gleich wieder mit der andern. Und stoße nur dein neues Glück nicht eigensinnig von dir, es ist gefährlich, dem Gestirne Trotz zu bieten. Nun noch das letzte: bevor e i n J a h r um ist, wirst du niemand verraten, was ich dir gesagt, es möchte schlimm ausfallen, hörst du wohl?"

Der Vetter kommt häufiger und sie läßt sich, obwohl schwer leidend unter den Prophezeiungen der Zigeunerin und ihren eigenen Bedenken, seine Gesellschaft gern gefallen, lernt bei ihm auf den Vorschlag des Vaters Mandoline spielen, kurz die Sache entwickelt sich bald dahin, daß der Vetter um die Hand von Agnes anhält, von deren Neigung er vollständig überzeugt ist. Der Vater hatte nach und nach Verdacht geschöpft und darnach getrachtet, ihn zu entfernen, wies aber jetzt, obwohl über eine so kühne Sprache empört, den vorschnellen Freier mit Mäßigung zurecht, mahnt ihn zur Geduld und bittet, vorläufig sein Haus zu meiden. Er macht

dann eine Reise mit Agnes, um sie zu zerstreuen, auf derselben gesteht sie ihm nach ihrem ersten Theaterbesuch, sie liebe Nolten nicht mehr mit bräutlicher Liebe, aber er daure sie unendlich, ja sie fürchte, er könnte sich etwas zu leide tun; es sei jetzt ja auch noch nicht nötig, ihn aus seinem guten Glauben zu reißen, er könnte die Wahrheit noch nicht begreifen (das Jahr der Zigeunerin ist noch nicht um!), mit dem Vetter aber wolle sie vorderhand nichts mehr gemein haben. Die Zeit werde das übrige schon lehren. — Am andern Morgen schreibt sie einen Brief an Nolten, den der Vater lesen muß; er ist trotz der köstlichen hinreißenden Worte frappiert über die absichtliche Leichtigkeit, womit die tiefern Bewegungen des innern Lebens gänzlich übergangen werden. Nach der Heimkehr wird Agnes blühender und geselliger gefunden als zuvor; der Vetter, durch seinen Dienst fern gehalten, bleibt eine Zeit lang weg, ohne daß sich Agnes darum zu kümmern scheint. Auffallen muß, daß Nolten schon über einen Monat nichts von sich hören läßt; man denkt daran, daß er krank sei, daß Briefe verloren gegangen sein können, Agnes aber hat ihre eigenen Gedanken und schweigt immer, indem sie auf etwas Entscheidendes zu spannen scheint. Der Vetter macht dieser Zeit der Unentschiedenheit dadurch ein Ende, daß er, jedoch ohne Wissen von Agnes und ihrem Vater, an Nolten schreibt. Er nimmt auf ruhige und verständige Art sein Vertrauen in Anspruch, versichert, was er vorzutragen habe, sei so sonderbar und feindselig gar nicht, als es scheine, entwickelt und rechtfertigt die Entstehung der Neigung von Agnes zu ihm, dem Briefschreiber, uud bittet Nolten schließlich um freiwillige Abtretung seiner Ansprüche. Weigere er sich dessen, so hänge schließlich Alles vom Vater ab, der scheine aber im Stillen den Wechsel gut zu heißen und sich nur noch vor Nolten zu scheuen. Agnes Herz habe für immer entschieden, Nolten möge sie fernerhin nicht mehr irre machen. Als Beleg lagen Briefe von Agnes eigener Hand an den Vetter bei, die sie ihm ohne Wissen ihres Vaters geschrieben hatte.

Auch bei Nolten hatte sich der Bruch mit Agnes schon seit langer Zeit vorbereitet, worüber er seinem Freund Larkens, freilich erst etwa ein halb Jahr nach Empfang des eben erwähnten Vetter-Briefes, folgende Mitteilungen macht (Sallwürk 34): Schon bei seinem letzten Besuch sei es ihm aufgefallen, daß sowohl Agnes als ihr Vater Besorgnisse darüber gezeigt haben, ob er eine Frau er=

nähren könne. Es wolle nirgends recht fort mit seiner Kunst, seinem Erwerb und der Vater könne ihnen dereinst nur wenig unter die Arme greifen. Agnes habe ihm nach diesen Gesprächen durch Zärtlichkeiten die Runzeln wieder von der Stirne verscheucht und so habe er's ihnen zu Gute gehalten und gehen lassen. Nicht lange darauf habe er durch Briefe sehr ehrenwerter Personen erfahren, daß ein weitläufiger Vetter ins Haus komme, ein zierlicher Laffe mit einer Brillantnadel, der Agnes treffliche Dinge von Bällen und dergleichen zu erzählen wisse und sich recht mitleidig wundere, daß Agnes an solchen Herrlichkeiten keinen Teil nehme, worauf sich denn das gute Schäfchen ebenfalls verwunderte und sich ganz tiefsinnig in die neue Welt verguckte. Der Vater wolle sich in dem Burschen, nur für gewisse Fälle, ein Schwiegersöhnchen reservieren. In den sehr lieben Briefen von Agnes habe er nichts von solchen Visionen bemerkt, sie seien lieb und simpel und treuherzig geblieben, wie sonst auch, aber die Briefe der ehrenwerten Personen (wer will mag hier an Mörikes Schwester Luise und an Bruder August denken) haben von musikalischen und andern Notturni, Rendezvous im Gärtchen und dergl. gesprochen, was er zuerst unglaublich und abscheulich, zuletzt aber ganz natürlich und zum Totlachen plausibel gefunden habe. Er habe Agnes nicht zur Rede gestellt, deshalb habe sie sich nicht entschuldigen können, nur der Vater in der Besorgnis, er möchte von den Vorgängen gehört haben, sei etwaigen Vorwürfen mit Rechtfertigungen zuvorgekommen, es sei da von Krankheit und ärztlicher Behandlung die Rede gewesen. Diese Unterredung mit Larkens fand wie gesagt erst etwa 6 Monate nach dem Eingang des Vetterbriefes statt. — Ueber die Wirkung desselben auf Nolten berichtet der Roman wie folgt: „Ein schallendes, verzweiflungsvolles Gelächter war das erste Lebenszeichen, das er von sich gab, nachdem er einige Sekunden wie besinnungslos dagestanden. Wir schildern nicht, in welchen Kreislauf von Zerknirschung, Wut, Verachtung und Wehmut er sich nun wechselnd umgetrieben sah. Was blieb hier zu denken, was zu unternehmen übrig? Haß, Liebe, Eifersucht zerrissen seine Brust, er faßte und verwarf Entschluß auf Entschluß und hatte er die wirbelnden Gedanken bis ins Unmögliche und Ungeheure matt gehetzt, so ließ er plötzlich mutlos jeden Vorsatz wieder fallen und blickte nur in eine grenzenlose Leere — den „matten Tod“ Mörikes in der bekannten Ode „Im Freien“.

Nolten entdeckt sich seinem Freund Larkens erst so spät, obwohl diesem seinerzeit bei der Rückkehr von einer kleinen Reise sein Kummer aufgefallen war, weil er sich in der Sache durch fremdes Urteil nicht geirrt wissen wollte, die Geschäftigkeit fürchtete, mit der sich der Freund voraussichtlich der Ordnung der verwirrten Angelegenheiten annehmen würde, endlich aus Schamgefühl, da er Mitleid auch vom geliebtesten Freunde verschmähte. Larkens hatte damals auch gemerkt, daß der Briefwechsel zwischen Nolten und Agnes ins Stocken geriet, aber da er das Zerwürfnis nur einer vorübergehenden Laune Noltens zuschrieb, faßte er den abenteuerlichen Plan — und weiß den Vater unter irgend einem Vorwand dafür zu gewinnen — die Briefe von Agnes an sich schicken zu lassen. Er beantwortet sie selbst mit verstellter Handschrift (dies ohne Wissen des Vaters) als kämen sie von Nolten. Nach der sechsmonatlichen Dauer wäre das falsche Spiel beinahe von letzterm entdeckt worden, als ihm einer seiner Freunde, der vor einigen Tagen auf der Rückreise von Italien das Dorf und Haus der Agnes besucht hatte, einen Brief von ihr überreicht. Im Verdruß über die Nachtwächterscene (Sallwürk S. 35, sie erinnert an einer Stelle an die „Nächtliche Fahrt") wirft aber Nolten dem Larkens den Brief ungelesen zu, und die Entdeckung des Betrugs findet jetzt noch nicht statt, wie es der Fortgang des Romans erfordert.

Von Christian Schmid ist hier noch nachzutragen, daß er nicht nur ein tüchtiger, junger Mann aus guter Familie und von guten Aussichten, sondern in der Tat auch von manchem „schönen geselligen Talent" war. Wir lesen in seinen Stammbuchblättern von einer ganzen Anzahl von Rollen, in denen er sich bei theatralischen Aufführungen im Stift auszeichnete, ja ein vor ihm abziehender Freund wünscht, daß er fernerhin als Regisseur und Rektor solcher Aufführungen der Stiftler Aug, Ohr, Herz und Gefühl ergözen möge. Als flotter Burschenschäftler konnte er den Mädchen von Bernhausen wohl von akademischen Festen und Bällen, besonders aus seinen zwei letzten Semestern, Herbst 1822 bis 1823, erzählen, (s. H. Hofmann „Wilhelm Hauff", Frankfurt 1902, S. 178 und 228), einer Zeit, in der die Tübinger Burschenschaft, bestrahlt von der Sonne königlicher Huld und getragen von der Gunst der akademischen Lehrer, in höchster Blüte stand. Schmid war also Mörike, dessen Studien keinen so rechten Fortgang nahmen, in allen Stücken weit überlegen, die das Fortkommen im Leben betreffen, so daß

wir uns über seinen Erfolg bei Klara und ihren Eltern um so weniger wundern können, als Mörike seit Herbst 1822 ein seltener Gast in Bernhausen geworden war. Das mangelnde Verständnis für die künftige Größe des Dichters teilten sie mit fast allen ihren Zeitgenossen und in der Annahme, daß seine Kunst zeitlebens eine brotlose bleiben werde, haben sie sich leider nicht getäuscht. — Es sind also im Nolten die Personen, welche wirklich in Mörikes Lebensgeschichte eingegriffen haben, es ist die ganze Lage in den großen Zügen mit fast unheimlicher Naturwahrheit geschildert, ja, man erkennt leicht, daß auch viele Einzelheiten des Romans aus dem Leben genommen sind; so wird man sich z. B. bei dem Wartejahr der Zigeunerin an die lange Geheimhaltung von Klaras Verlobung erinnern und ähnlich noch oftmals.

VIII. Mörike als Student, sein Verhältnis zu seinen Freunden und zur Tübinger Burschenschaft.

Das Studentenleben Mörikes war bekanntlich sehr eigenartig. Er war, wie Notter berichtet, so ziemlich das Gegenteil von dem, was man sich damals, ja was man sich noch jetzt unter einem deutschen Studenten vorstellt. Daß er dem geselligen Treiben der tonangebenden Burschenschaft besonders abgeneigt war, hatte einen sehr persönlichen Grund, wie wir nun wissen; daß er auch ihr politisches Streben lediglich von der komischen Seite aufzufassen wußte, war ein Mangel seiner natürlichen Anlage und seiner Erziehung, aber keineswegs die Ueberlegenheit des Genius, wie Fischer S. 40 will. Er schreibt hier „das geräuschvolle, bunte Bänder- und Mützenwesen, in dessen alleiniger Obhut Gott, Freiheit, Ehre und Vaterland stehen sollte, konnten seinen Sinn für Schlichtheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, sowie seine keusche Empfindung und sein ästhetisches Gefühl nur verletzen. Und was er als unwahr oder halbwahr, als anmaßend oder gemacht, als gespreizt oder geschmacklos empfand, das pflegte er äußerlich bestimmt, ja rücksichtslos abzulehnen, zu verurteilen oder zu verspotten". Zu solcher Kritik hätte Mörike in seinem engsten Freundeskreis reiche Gelegenheit gehabt, was z. B. die keusche Empfindung betrifft, gegenüber Lohbauer und Waiblinger, ohne daß wir von rücksichtsloser Ablehnung

ihrer Fehler und Torheiten erfahren hätten, und in dem Briefwechsel mit Mährlen stößt man nicht so selten auf Derbheiten, auch solcher von Mörikes eigener Hand, an denen sich jedes ästhetische Gefühl stoßen muß.

Die Tübinger Burschenschaft zählte in den ersten Semestern Mörikes gegen 150 ordentliche Mitglieder und war mit den sogenannten Renoncen und sonstigen Anhängern etwa 400 Mann stark. Nach allgemein menschlichem Los bestand natürlich auch bei ihr die große Mehrzahl der Mitglieder aus mittelmäßigen Köpfen; auch fehlte es nicht an einigen verbummelten, aussichtslosen Leuten, die denn auch später verkommen sind. Daneben hatte sie gerade damals unter ihren Führern aber auch recht viele ausgezeichnete Mitglieder, und da sie sich gemäß ihrer Organisation in eine Anzahl kleinerer Kreise von 10 bis 15 Mann gliederte, so hatte jeder Gelegenheit, sich die ihm zusagende Gesellschaft selbst zu wählen. Die Burschenschaft konnte bei ihren Aufnahmen nicht allzustreng sein; ihre Gründer wollten ja vor allem eine dringend notwendige Reform des Studentenlebens herbeiführen und wollten demnach möglichst viele Commilitonen ihrem Brauche und ihren Grundsätzen unterwerfen. Es gelang ihnen auch in der Tat, die Duellwut, oder, wie der Student sagt, die Paukſimpelei ziemlich einzuschränken, und noch erfolgreicher war sie auf einem viel wichtigern Gebiet: im Kampf gegen geschlechtliche Ausschweifungen. Daß man in Stuttgart in dieser Hinsicht übel beraten war, als man im November 1825, im Zorn über verhältnismäßig unbedeutende studentische Händel, sowohl die Organisation der Tübinger Burschenschaft (und der andern kleinern Verbindungen) als der Universität zerstörte, zeigt folgende Stelle in Klüpfels Geschichte der Universität Tübingen (erste Auflage 1849 S. 335): „Es ist unglaublich, in wie kurzer Zeit, nachdem die Burschenbehörde ihre Tätigkeit hatte aufgeben müssen, eine Sittenlosigkeit und Gemeinheit überhand zu nehmen anfing, die allen Besseren ein Greuel werden mußte." — Was die Organisation der Universität anlangt, so klagt der Philosoph Schelling nach dem Gewaltstreich: Tubinga tota perdita jacet (Tübingen liegt ganz verderbt darnieder), und der Münchener Professor Thiersch sprach noch im Jahre 1829 von unserer Hochschule als „dem eines bessern Schicksals würdigen in nächtliche Trauer versenkten Sitz der Musen". Erst im Jahre 1831 wurde die jetzt noch bestehende Organisation der Hochschule eingerichtet und als Befreiung von

langjährigem Druck allgemein freudig begrüßt; die Burschenschaft unter dem Namen Eiferteigesellschaft wieder aufzutun, wagten schon an Pfingsten 1828 trotz strengster angedrohter Strafen 27 junge, ideal gesinnte Männer. Lohbauer, vom Frühjahr 1825 bis Herbst 1827 in Tübingen, gehörte also der Tübinger Burschenschaft eigentlich nur in seinem ersten Semester an, wenn er sich auch später zu den sogenannten Kommentburschen hielt, einem unorganisierten Haufen von teilweise recht zweifelhaften Elementen.

In politischer Beziehung stand zu Mörikes Zeit der größte Teil der Tübinger Burschenschaft weit links, nicht wenige schwärmten für eine deutsche Republik. Es waren dies die sogenannten „Demagogen", von denen 17, die am schwersten belasteten, teils Studenten, meist aber vor kurzem von Tübingen schon abgegangene Burschenschäftler im Herbst 1824 verhaftet wurden. Damit begann auch in Württemberg die bis zum Jahre 1843 dauernde Periode der Demagogenverfolgung, der ja auch Mörikes Bruder Karl zum Opfer fiel. — Neben dieser radikalen Richtung gab es aber zu dieser Zeit in der Tübinger Burschenschaft auch Leute von besserer Einsicht und einer von ihnen, Paul Pfizer, ist in der neuen politischen Geschichte der Deutschen zu hohem wohlverdientem Ruhm gelangt als Vater des Gedankens, daß die preußische Hegemonie unter Ausschluß Oesterreichs, daß ein Kaiser aus dem Hause der Hohenzollern die einzige Rettung für Deutschland sei. Daß er diese Lehre schon im Jahre 1823 in Tübingen verkündigte, bezeugt K. v. Hase in seinem Buch: Ideale und Irrtümer, 5. Auflage S. 157; daß er nicht so wenig Anhänger unter seinen Freunden fand, wie Hase meint, kann der Verfasser, selbst der Sohn eines solchen, noch aus persönlicher Bekanntschaft mit Manchem von ihnen bezeugen. Den berühmten „Briefwechsel zweier Deutschen" hat Pfizer allerdings erst im Jahre 1831 herausgegeben und auch er fiel dadurch bei seinem König in schwere und dauernde Ungnade; der größte (philosophische) Teil der Briefe ist aber früher zwischen ihm und Rotter wirklich gewechselt worden. Mehr als die veraltete Prosa des Buches dürften den heutigen Leser die vergessenen hinten angefügten Gedichte Pfizers, 24 an der Zahl, fesseln und ergreifen. Gleich das erste „Die Demagogen" gibt von dem damaligen Treiben der politischen Schwärmer in der Burschenschaft ein anschauliches Bild; die übrigen Gedichte offenbaren uns die Gefühle eines jungen Mannes von eben so großer Vaterlandsliebe als Einsicht. Pfizer

redet z. B. in den zwei ersten Strophen des neunten Gedichts sein Volk mit den für die damalige Zeit ganz zutreffenden Worten an:

1) **O Deutscher ohne Vaterland!**
O Vogel ohne Nest!
O Träumer an der Klippe Rand,
Wie ist dein Schlaf so fest!

2) **Woher du kommst, wohin du gehst,**
Du weißt es längst nicht mehr,
Treibst, wie dich Sturm und Woge stößt,
Auf leckem Schiff umher.

Er verkündigt aber auch die Möglichkeit der Rettung am Schlusse des vierten Gedichts, des einzigen, das heutzutage noch einigermaßen bekannt ist. Es beginnt mit den Worten: „Meiner Heimat Berge dunkeln" und schließt:

Adler Friederich's des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlassnen, Heimatlosen,
Mit der goldenen Schwinge zu!
Und mit mächt'gem Flügelschlage
Triff die Eulen, Raab und Weih!
Stets empor zum neuen Tage,
Sonnenauge, kühn und frei!

Preußische Staats- und Kriegskunst und die Tapferkeit deutscher Heere haben in den Jahren 1864, 1866 und 1870/71 diese Hoffnungen erfüllt; zuerst ausgesprochen und als politisches Programm für die Zukunft verkündigt wurden sie aber von Angehörigen der Tübinger Burschenschaft aus Mörikes akademischer Zeit. Daß auch er damals als politischer Träumer in festem Schlaf lag, nehmen wir ihm weniger übel als manchem Andern, doch geht es zu weit, wenn man ihm, wie Fischer, sein mangelhaftes Verständnis für die hohen Ziele der Burschenschaft zur besonderen Ehre und zum Verdienst anrechnen will. Es hat ihm vielmehr den größten Schaden gebracht, daß er den Verkehr mit hochgesinnten, zugleich einsichtigen und arbeitsfreudigen jungen Männern mied, deren er viele in diesem Kreis getroffen hätte, und dadurch der ihm besonders nötigen „Fuchsenzucht" entbehrte, da er die beste hätte haben können.

Er war nicht der erste und nicht der letzte Uracher und Blaubeurer Seminarist, der in einer selbsterbauten Hütte oder hergerichteten Felsenkluft mit einem Freund geschwärmt oder einsam

eines lieben Mädchens in der Heimat gedacht hat, und wir können es auch verstehen, wenn der Dichter, als Student in Tübingen dieses Spiel fortsetzend, Hütten im Wald baut, mit seinen Freunden bei Kerzenlicht in einer Brunnenstube schwärmt oder im Pressel'schen Gartenhäuschen auf dem Oesterberg als Orplidwächter die Nacht verbringt. Daß er mit der Stiftsordnung dadurch gar oft in Konflikt geriet und trotz der notorischen Milde des damaligen Stiftsephorus Jäger in manche Strafe verfiel, ja, recht bezeichnend für seine Entwicklung, von seinem zweiten Semester an nach Maync S. 54 einer der meistbestraften Stiftler wurde, wäre an sich ja nicht so schlimm gewesen, doch ist es in Bernhausen schwerlich unbeachtet geblieben. Wenn aber Bauer, der unkritische Freund (Briefe S. 255) 22jährig und unmittelbar vor seinem Abgangsexamen stehend, im Juli 1825 mit Mörike „Räuberles" spielt, wenn sie mit Bogen und Pfeil die Myrmidonen (homerische Krieger) erschießen, wenn er gelegentlich eines Waldspaziergangs vorschlägt, aus Zweigen eine Hütte zu bauen, dies sollte vorstellen, wie sich Leute eine Stadt bauen — wie möchte sie doch heißen? „Orplid", sagte Mörike, so finden wir all das mindestens von dem Kandidaten ein wenig kindisch und das Kollegschwänzen wegen solcher Spiele unmittelbar vor dem Examen sehr wenig am Platz. Mörike spricht im Nolten (Sallwürk S. 238) von dessen Liebhaberei (d. h. seiner eigenen) für Kindereien und meint dabei, daß in einem jungen Menschen, der ohne träge und dumm zu sein, hinter seinen Jahren weit zurückbleibe, gewöhnlich ein ungemeiner Keim stecke, der nur günstiger Umstände bedürfe, um sich glücklich zu entwickeln. Auch ein anderer berühmter Dichter, Horaz, bekennt sich an einer oft erwähnten Stelle zu Mörikes Ansicht, doch schränkt er sie ein und sagt: dulce est desipere in loco d. h. es ist süß, am rechten Platz Unsinn zu treiben. Der Keim hat sich bei Mörike auf's Schönste entwickelt, ob unterstützt durch oder trotz der Kindereien kann ja dahingestellt bleiben, aber der Dichter hat für seine Methode, ihn zu pflegen, einen allzuhohen Preis bezahlt. Auch er führte zu wenig Eisen, wie Vischer einmal von Hölderlin sagt, und seine Jugendgenossen, mit Ausnahme des gediegenen Hartlaub selbst phantastische Schwärmer und unpraktische Leute, zollten ihm wohl Liebe und Verehrung in so reichem Maße, als es ihr warmherziger Freund brauchte, vergaßen ihn aber zu mahnen, daß Kraft die Parole des Lebens ist, Weichheit (heutzutage: Das „Sichausleben") keine

Klinge und kein Griff, kein Panzer und kein Steuer für das Schiff, wie derselbe Vischer ein andermal[1]) sagt. Auch ein verständiger liebevoller väterlicher Freund, wie Pfarrer Renz in Köngen, der ihm die rechten Wege zum Glück gezeigt und geebnet hätte, fehlte ihm in seiner Jugend. So mußte der Student seine Jugendgeliebte einem an Geist unter ihm stehenden, aber tatkräftigen und gewandten Mann lassen, und der Vikar Mörike brachte es fertig, daß er sich als angeblicher Demagog die langdauernde Ungnade seines Königs zuzog und gleichzeitig weite Kreise des freisinnigen Bürgertums vor den Kopf stieß. Er war wahrlich ein übelberatener junger Mann! Sehr viele Söhne aus den besten Familien des Landes gehörten von 1816 bis 1833 der Burschenschaft an, ja einige ihrer Gründer waren in den 20ger Jahren selbst schon in hoher einflußreicher Stellung, so z. B. die beiden Wächter (Karl Georg und Karl), seit 1822 und 1827 ordentliche Professoren in Tübingen. Durch die unvorsichtige Verspottung dieser bei uns einflußreichen Verbindung (z. B. im Nolten) und durch absprechende Urteile über W. Hauff, der vollends nach seinem frühzeitigen Tod in aller Herzen lebte, hat sich Mörike viel mehr geschadet, als man gewöhnlich meint, und es war nicht nur der Stumpfsinn seiner Landsleute, der seinem Aufkommen und seiner Anerkennung so lang im Wege stand. Seine Vorgesetzten aber, z. B. den Konsistorialrat Grüneisen, den Oheim von W. Hauff, ja alle seine Amtsbrüder ärgerte Mörike dadurch noch besonders, daß er im Jahre 1827 und 1828 „sich selbst überschreiend den Pfarrstand verfluchte“; die Folgen davon sind bis auf den heutigen Tag bemerklich. Als er nach den Erfahrungen dieser Jahre zur Erkenntnis kam, daß ein so weiches und wehrloses Gemüt wie das seinige, dem rauhen Kampf ums Dasein in selbständigem Ringen nicht gewachsen sei, sondern im friedlichen Stand eines schwäbischen Landpfarrers am allerbesten gedeihe — eine Erfahrung, die in analoger Weise überhaupt viele frühere Studenten machen müssen — konnte er zwar, dank dem Rat seines Pfarrer Renz, wieder in denselben zurückkehren, aber es geschah, nicht ohne eigene Schuld, nun unter recht ungünstigen Bedingungen.

---

[1]) Vischer, Lyrische Gänge S. 182.

Ergänzungen.

I. Das Tagebuch von Mörikes Schwester Luise ist soeben in den Besitz des Schillermuseums in Marbach übergegangen und dem Verfasser dieser Abhandlung von dessen Vorstand, Herrn Geh. Hofrat Professor O. Güntter, zur Einsicht überlassen worden, wofür er wie für manche andere Unterstützung dem Genannten hier bestens dankt. Minder wichtige Aufschlüsse des Tagebuchs haben da und dort kleine Nachbesserungen im Text der Abhandlung veranlaßt; die für uns besonders wichtigen Einträge aus der kritischen Zeit des Juni und Juli 1824 sollen hier im Zusammenhang mitgeteilt und besprochen werden. Das Tagebuch Luisens wendet sich an Lotte Späth und will nicht sowohl über einzelne Erlebnisse berichten — was unnötig war, da beide Mädchen bis Februar 1826 in Stuttgart wohnten und sich fast täglich sahen — sondern sie im Zusammenhang nach ihren Ursachen und Wirkungen darstellen. „Das ist des Klugen Weisheit, daß er auf seinen Weg merket," steht als Motto im zweiten Heft. Luise erscheint in diesem Tagebuch als Mädchen von edelm und starkem Geist und eine Charakteristik ihres Bruders Eduard vom November 1825 zeugt von tiefer Einsicht. Im Sommer 1824 litt sie schon erheblich an einer (tuberkulösen) Drüsengeschwulst am rechten Hals, deren erste kaum beachtete Anfänge sechs Jahre zurückreichten. Die Geschwulst wird 1824 und 1825 ohne großen Erfolg ärztlich, namentlich auch mit Badekuren, behandelt und nötigt die Kranke manchmal, wegen starker Schmerzen das Bett aufzusuchen; so nach einem Besuch der Frau Pfarrer Neuffer mit ihren Töchtern Klara und Luise (Lempp) am 14. Juni. Die letztere hatte ihre zwei kleinen Mädchen, Patenkinder von Luise Mörike, mitgebracht, die sich beim Herumtragen derselben überanstrengte. Am 20. Juni erzählt Luise von diesem Besuch, preist dabei ihre Base Lempp als jugendliche, schöne, freudige Mutter glücklich und fährt dann fort, „aber das kann freilich nicht jede werden, die Eitle einmal nicht (Klärchen glaub' ich, hätte es schon weniger gekonnt), nur ein Gemüt wie Luischens." Diese Worte vertragen sich nicht wohl mit der Annahme, daß Luise Mörike damals um die Verlobung Klaras mit Schmid gewußt hat, man kann sie viel besser auf die zwischen Bruder Eduard und Klara eingetretene Entfremdung beziehen, die Luise natürlich bekannt war.

Aus einem Eintrag vom 3. Juli erfahren wir, daß Bruder August, bisher Apothekergehilfe in Ludwigsburg, damals „den verzweifelten Plan betrieb", Mediziner zu werden. Er suchte unter anderen auch den Bernhauser Onkel und Bruder Eduard dafür zu gewinnen, war also ohne Zweifel sowohl in Bernhausen als in Tübingen, da Stiftler damals ohne triftigen Grund mitten im Semester keinen Urlaub erhielten. August sollte am 3. Juli von seiner Reise zurückkommen, aber Luise wartete noch am Abend vergeblich auf ihn. Als ein Examen vor Onkel Georgii am 7. Juli nicht günstig ausfiel „der Ausspruch jenes so ganz pflichtmäßigen Manns ist absolute Unmöglichkeit", hoffte August noch immer einen Gönner zu finden, der für ihn sprechen könnte und kehrte erst am Samstag, 10. Juli abends, schweren Herzens sich der bittern Notwendigkeit fügend, nach Ludwigsburg zurück.

„Kaum war die eine sorgenvolle Last durch August's Entsagen der Medizin gehoben und schon drückt wieder eine größere beängstigend das bange Gemüt" klagt Luise am Beginn des Eintrags vom 10. Juli. Sie hatte am 8. und 9. Briefe von Eduard erhalten, deren erster „in wehmütig trüber, deren zweiter in heftig schmerzlicher, fast krankhafter Stimmung" geschrieben war und den „sehnlichen Wunsch aussprach, auf acht bis vierzehn Tage nach Haus kommen zu dürfen, um hier wieder an Körper und Geist zu genesen, besonders Mariens (Meyer) Nähe zu entfliehen." Um der Mutter neue Aufregungen zu ersparen, schrieb Luise zunächst an Eduard und Bauer, in der Hoffnung, der Bruder lasse sich bewegen, in Tübingen zu bleiben, sah sich aber durch Bauers Antwort genötigt, am 13. Juli der Mutter alles mitzuteilen und erhielt von ihr Vollmacht, das nötig Erscheinende nach ihrem Ermessen zu besorgen. Luise wandte sich also mit einem Zeugnis des Hausarztes Schelling an Professor Bengel, der Mörike den gewünschten Urlaub (bei Ephorus Jäger) vermittelte.

Nur vom Inhalt des ersten, bei ihr am 8. Juli eingegangenen also wohl am 7. geschriebenen Briefs ihres Bruders teilt Luise im Tagebuch einiges mit in folgenden Worten: „Schon aus dem ersten seiner Briefe spricht so ein wehmütiger Geist, der durch eine unvorsichtige Mittheilung unsres unbesonnenen August's über Klärchens Herzensgeschichte in Beziehung seines ersten Verhältnißes mit ihr bis zum wirklichen Schmerze stieg. Augusten hatte ich sein unkluges

Betragen sogleich ernstlich verwiesen, aber auch Klärchen möchte ich über eine Aeußerung tadlen, die, wenn sie auch würkliches Gefühl des Herzens geweßen, doch beßer in ihrer Brust geruht hätte, oder in andre Hände gelegt, leicht zum Balsam geworden wäre, anstatt sie jezt nur ein tiefer äzendes Mittel des Schmerzens ist, was freylich am Ende auch heilen muß, wenn die Wunde ausgebrannt ist."

„Ueberhaupt glaube ich bemerken zu dürfen, daß Klärchens Eitelkeit sich von allen Seiten so hoch verehrt und gefeyert zu sehen, einigen Antheil an ihrer Neigung hatte (wie könnte sie sonst die Braut, und, wie es scheint, die glückliche Braut eines andern sein?) Ich halte sie keines ganz tiefen Gefühls fähig (keines das sich nicht durch ein bloses Spiel der Phantasie befriedigen ließe). Mich dünkt sie beschäftigt ihre Fantasie mehr mit eingebildeten Leiden, als daß sie wirklich solche fühlt. Freylich scheint sie in ihrer gegenwärtigen Lage oft eine Leere zu empfinden, die das Bild des zurückgesezten mit helleren Farben umgibt und über das Erwählte erhebt. — Allein das sind gewiß nur Augenblicke die in einer leichten Freude wieder verschwimmen."

„Das ist gegenwärtig meine Ansicht über Kl. und ihr Verhältniß. Ich nehme sie gern wieder zurück, sobald ich eines andern belehrt werde." — Hiezu unsre Bemerkung, daß die eingeklammerten Worte „keines" bis „ließe" im Tagebuch nicht in Klammern stehen, sondern fast bis zur Unleserlichkeit durchstrichen sind; sie wurden hier wiederhergestellt, damit kein Leser bei den „eingebildeten Leiden" der Klara etwa an ihre schwere Migräne denke.

Jedenfalls geht aus diesem Eintrag mit Sicherheit hervor, welcher Art die Wunde war, an der Mörike in diesen Julitagen litt und daß die Nähe Mariens zwar den Schmerz verschärfte, aber nicht seine eigentliche Ursache war. Schwieriger ist ein Urteil darüber, welche Aeußerung Klara getan, und August seinem Bruder mitgeteilt hat. Mädchengefühl, das hier zuverlässiger ist als Mannesurteil, belehrte uns dahin, daß sie ähnlichen Sinns gewesen sei wie die Stelle im Brief Mörikes an Hartlaub, wo er von dem verblendeten Klärchen spricht (s. S. 52), und erinnerte hier an das Kind im Brief an Waiblinger, das Mörike bittet, er möchte es heimlich bei sich behalten (s. S. 42). — Vom Eintrag am 27. Juli ist Folgendes anzuführen: „Morgens kamen Depeschen von Tübingen, auch an mich ein Schreiben von Beng(el). Ueber M. M. Geschichten

nichts neu. Von B(auer) und Fl(ad) freundschaftliche Mahnungen. Besonders der feurige Bauer, der E(duard) noch nicht von dieser Schattenseite kennt, wußte sich über sein langes Schweigen nicht zu fassen und soll ihm täglich, einmal bis Wolfschlugen, entgegengelaufen sein.“ Dagegen schreibt Luise am Sonntag, 8. August, von Eduard: „er kann nun recht gut ohne mich sein;“ damals also war seine Genesung im wesentlichen vollendet.

Was den ferneren Verkehr von Mörikes Familie mit den Bernhauser Verwandten betrifft, so wollte Luise mit ihrer Mutter schon am 3. Juli 1824 zu ihnen fahren. Es scheint sich um eine wichtige Besprechung gehandelt zu haben, denn Luise war „sorgenvoll bekümmert“, als Onkel Georgii seinen Wagen zur Fahrt abschlug und die Reise unterbleiben mußte. Sie wurde dann erst am 30. Juli möglich. Was in Bernhausen mit dem Onkel verhandelt wurde, ist nicht gesagt, es betraf wohl Klara und Eduard. In den letzten Tagen des April 1825 waren Luise Lempp und Klara Neuffer ein paar Tage bei Mörikes in Stuttgart, sie reisten am 29. ab und Eduard kam am 30. an, um der Konfirmation von Bruder Louis (am 1. Mai) anzuwohnen. Aus Anlaß ihres Nürtinger Aufenthalts im Juli und August 1825 (zum Gebrauch der Neckarbäder) war Luise zweimal (auf der Durchreise) in Bernhausen zu mehrtägigem Aufenthalt, ebenso bei Luise Lempp in Grafenberg. Besonders wichtig ist die lebhafte Korrespondenz, die Luise nach ihrem Tagebuch-Eintrag vom 27. November 1825 mit dem Bernhauser Onkel über Eduard führt — ihre Mutter war damals in Scheer, sie selbst war kurz vorher in Tübingen gewesen, um Eduard von neuem vor Lohbauer zu warnen, der ihn mit Beginn des Wintersemesters wieder an sich zu ziehen suchte. Der Onkel hatte sie beschuldigt, daß sie die Fehler des Bruders, namentlich seine Scheu vor ernsthafter Tätigkeit, eher unterstütze als bekämpfe, und sie rechtfertigt sich dagegen vor sich selbst und ihrer Freundin Lotte. Seinem vielbewegten, lebhaften Geiste fehle eine gewisse, ernsthafte Tätigkeit, die alle natürlichen Kräfte und Anlagen der Seele ausbilde und erhöhe. Durch die Natur von manchen Seiten begabt, wende er dahin mehr Fleiß und Zeit, wo seine Neigung ihn hinziehe. Auch gebe er sich zuviel in die Gewalt des Augenblicks und verlasse sich zu viel auf die Gunst desselben, er glaube auch ohne den ermüdenden und beschwerlichen Weg zum Ziel zu gelangen und bedenke nicht, daß er ohne diesen

nicht auf festem und sicherm Grund stehen könne. Daß sie diese Fehler an Eduard nicht unterstütze, glaube sie sich mit gutem Gewissen sagen zu dürfen und sei deswegen auch über die Beschuldigungen des Onkels, die im Grunde doch nicht aus einer ganz reinen Quelle fließen, völlig beruhigt. — Daß dieser letzte Satz auf den Bruch zwischen Klara und Eduard hinweist, ist wohl kaum zu bezweifeln.

Wenn ein junger, blühender Mann wie Mörikes Bruder August eines plötzlichen, unaufgeklärten Todes stirbt, denkt heutzutage jedermann an fremde oder eigene Schuld. Es ist darauf aufmerksam zu machen, daß in diesem Fall manche Gründe für Selbstmord sprechen. Es fehlte nach den obigen Mitteilungen dem leidenschaftlichen Jüngling nicht an Motiven dazu; ferner spricht Mörike in einem schon einmal (S. 69) erwähnten Brief an Hartlaub vom Jahre 1843, also 19 Jahre später, von den Begebenheiten des 15. und 19. August 1824 als von einer „Noli me tangere-Vergangenheit" (Briefe II S. 62), was bei einem Tod durch Schlaganfall, ja sogar durch einen Unglücksfall schwer begreiflich wäre. Man kann hier auch an den Tod von Larkens durch Gift denken, zumal da Mörike ihm zweifellos einen Zug aus der Lebensgeschichte seines jüngsten Bruders Adolf geliehen hat: die Beschäftigung in einer Schreinerwerkstätte. Zu erwähnen ist endlich, daß im Originalbrief an Flad, worin Mörike seinem Freunde den Tod des Bruders mitteilt (s. S. 47), der Schluß abgerissen ist, was in Briefe S. 29 nicht ersichtlich gemacht wurde, wo, ebenso wie auf unsrer S. 31, das Datum in 20. August zu berichtigen ist. Zwei Gedichte auf den Tod von August Mörike, eines von Helfer Schmid in Ludwigsburg, das andre von Albert Knapp, deuten allerdings nicht auf freiwilligen Tod hin, und der Eintrag des Todesfalls im Ludwigsburger Kirchenbuch lautet: „August Mörike geb. 7. Nov. 1807 Apothekergehilfe ist hier 19. Aug. 24 morgens 8—9 Uhr an einem Nervenschlag gestorben und 21. Aug. beerdigt worden." Hiezu bemerkt der Verfasser, daß die Blausäure und ihre Salze, namentlich Cyankalium, die geeignetsten Mittel zur Herbeiführung solcher „Nervenschläge", schon am Ende des 18. Jahrhunderts entdeckt worden sind.

II. In folgendem Brief, der im Besitz der Nachkommen von Luise Neuffer-Lempp ist, berichtet Mörike von einem Besuch mit Luise Rau in Dagersheim. Er ist an den Bernhauser Onkel gerichtet und ohne Datum, aus seinem Inhalt, z. B. aus den An-

gaben über die zwei jüngsten Kinder der Klara Schmid, geht aber hervor, daß er in den Sommer 1831 und zwar ohne Zweifel in den Juli fällt. Am Schluß dieses Monats wurde Mörike, der seit Anfang Mai 1831 stellenlos war, wieder als Vikar (in Eltingen) angestellt, am Anfang desselben, vor einer Ulmer Reise mit dem Onkel Prokurator Mitte Juli, hielt er sich (nach Maync S. 117) kurze Zeit in Bernhausen auf. Ob der Gedanke zu dem Besuch in-Dagersheim, dem sichtbaren Zeichen der Versöhnung mit Klara und Christian Schmid, ursprünglich von Mörike ausging, oder ob das Brautpaar damit einem Wunsche des Onkels entsprach, mag dahingestellt bleiben.

„Grözingen. Freitag.

Verehrtester Herr Onkel!

ich habe das Vergnügen, Ihnen die beste Nachricht von dem Wohlseyn Ihrer Lieben in D. geben zu können und dann zu sagen, wie lieb u. vergnügt unser Aufenthalt daselbst gewesen.

Nachdem wir in Böblingen ein wenig Halt gemacht und den Adolph überrascht hatten, zog man die freundliche Straße, die ich seit Jahren wohl öfters in Gedanken u. Wünschen gemessen hatte. Der stille Geist von Einsamkeit, welcher die Gegend bezeichnet, verdient das Beywort „öde“ wahrlich nicht und hat im Gegenteil mich sogleich herzlich eingenommen; gewiß dieses Plätzchen ist werth, daß so liebe gastfreundliche Leute es bewohnen dergleichen wir im Pfarrhaus fanden. Wie innig nahm man uns auf! wie heimisch fühlten wir uns beym ersten Eintritt über die Schwelle, und wie freudig erstaunten wir über die heitere Wohnlichkeit des Hauses: kurz alles versicherte uns daß uns ein paar glückliche Tage hier bevorständen. Und so kams auch. Unter allerley Zeitvertreib, der in seiner süßen Einfachheit sich besser mitmachen, als nachher beschreiben läßt, zwischen Ernst und Scherz, im Garten u. der Kinderstube verflossen die Stunden, wovon besonders die letzten des Tages, wenn die liebe Mutter ihre kleinen Sorgen zur Ruhe gebracht, die gemütlichsten und redelustigsten waren. Christian gab sich zu meinem Schlafgenossen her und Luischen war in Klärchens Stube gebettet.

Herzog Ernst, der gar wohl den Beynamen des Fein-Gemütheten und Gelassenen verdient interessierte mich sehr und

manche seiner liebenswürdigen Idiosynkrasien lassen früh den eignen Charakter in ihm ahnen. Einen Theil des Tages bringt er zwar noch im Bette zu, doch stellt er sich schon wieder fester auf die Füße: im Ganzen blieb von der Krankheit nichts zu sehen als ein angenehmer matter Teint und jene leicht verlezbare Herzensweichheit, welche die Gegenwart der Mutter nicht gern auf zwey Minuten entbehrt. Von der Kleinsten sag ich nur, daß sie ein stilles frommes Mädchen war und obendrein ein schönes und kluges zu werden verspricht.

An Merkwürdigkeiten, die mir der l. Vetter zeigte, erfreute mich das alte Aktenstück vom Ursprung Dagersheims, vom h. Fridolin und eine Glasmalerey in der Kirche, den S. Benedictum vorstellend.

Donnerstag früh nahmen wir Abschied — den dankbarsten Abschied. In Böblingen sprach man Adolph noch einmal. Wir fuhren bis Waldenbuch; gingen dann zu Fuß über Neuhausen, wo man uns erquickte, am späten Abend trafen wir hier ein.

Was meine nächste Zukunft betrifft, so weiß ich selbst nicht weiter zu sagen: als daß mir hier in Grözingen ein trauliches Asyl erbaut ist bis ein Vikariat sich aufthut, daß ich aber des letzteren gern gewärtig bin.

Was ich sonst noch vorzubringen hätte z. B. meine und Luisens vorläufige Glückwünsche zum 28. Aug. u. s. w. erspar ich lieber auf diesen Festtag selbst.

Tausend Grüße von allen Seiten!
Ich bin mit alter Liebe und Verehrung

Ihr gehorsamer

Eduard.

NB. Ihr Paquet erhielten die l. Dagersheimer in unserer Gegenwart, erst Dienstag Abends. Sie werden am Samstag schreiben.

III. Die weitern Neuffer'schen Familienpapiere, von denen ich [illegible] nehmen durfte, sind folgende:

1. 15 Briefe. Vier von Klara von 1824, zwei von ihr aus den Jahren 1826 und 1827, alle entweder aus Bernhausen oder Tübingen; einer von ihr aus Dagersheim von 1831. Einer von Schmid vom 22. März 1827; einer von Luise Neuffer-Lempp vom Februar 1827. Vier von Frau Pfarrer Neuffer aus Dagersheim vom Januar bis Juli 1837; einer von derselben 1844 aus Heilbronn berichtet über den Tod ihres Enkels Ernst Schmid. Endlich einer von Rickele Neuffer-Buttersack von Bopfingen an ihre Schwester Luise Lempp vom Juli 1837 aus Anlaß von Klaras Tod.

2. Das Stammbuch des Christian Schmid mit Einträgen von 1813 bis 1823.

3. Die mehrfach erwähnten 2 Stammbuchblätter der Klara Neuffer, eines mit dem erwähnten Bild, das andere mit dem zugehörigen achtstrophigen Gedicht, beide entweder von ihrer Schwester Lotte Neuffer oder von ihrer Schwägerin Lotte Schmid angefertigt.

4. Nicht ohne Bedeutung sind mündliche Ueberlieferungen der Familien Lempp und Denk, die dem Verfasser von ganz zuverlässiger Seite zugingen. Danach waren Pfarrer Neuffers ursprünglich wohlhabend, verbrauchten aber ihr Vermögen in reichlichen Aussteuern der vier Töchter und namentlich in einer, auch für die damalige Zeit übertriebenen Gastfreundschaft. Es war eine sehr gemütliche Familie, in der sich jedermann wohl fühlte, aber an des Lebens ernstem Führen scheint es bei ihr da und dort gefehlt zu haben. Luise Rau, Mörikes Braut, die spätere Frau Pfarrer Schall, galt in der Familie Denk für die hübschere, aber ein wenig alberne Schwester im Gegensatz zu Wilhelmine, der Frau des Grötzinger Pfarrer Denk.

IV. Mayne S. 38 erwähnt, daß Mörike in Urach außer Klara Neuffer eine zweite Jugendliebe gehabt haben soll. In Urach geht sogar das Gerücht und wurde bisher allgemein geglaubt, eine verlassene Braut des Dichters habe hier gelebt. Da es auch

mir aus Anlaß dieser Untersuchung zugetragen worden ist, so habe ich folgendes in der Sache erhoben: Friederike Oswald, geboren 7. Januar 1785 zu Denkendorf als Tochter des Schuldieners Jakob Oswald am dortigen Seminar ist am 26. Mai 1864 in Urach ledig gestorben. Wann sie nach Urach gekommen ist, konnte ich nicht erheben, sicher ist, daß sie mehrere Jahrzehnte in geachteter Stellung hier gelebt hat, auch nicht selten von früheren Denkendorfer Seminaristen bei gelegentlicher Anwesenheit in Urach aufgesucht wurde. Sie sei häßlich aber geistreich und witzig gewesen und besaß einen Pack Briefe, die ihr von einem Bräutigam Namens Mörike geschrieben worden seien; er sei Repetent in Denkendorf gewesen und habe die Verlobung gelöst, als sie bei einer Schlittenfahrt verunglückt und dadurch entstellt worden sei. Einen Vornamen desselben hat sie nie genannt. So berichtete mir eine hiesige Nätherin, jetzt etwas über 70 Jahre alt, welche in jungen Jahren im Dienst des Fräuleins gewesen ist und auf deren Befehl diese Briefe sogleich nach ihrem Tod verbrannt hat, ohne auch nur einen zu öffnen.

Das Seminar Denkendorf wurde im Jahr 1810 zugleich mit dem von Blaubeuren, einer Art Filiale von Denkendorf, nach Schönthal verlegt. Das Seminar Urach wurde laut Seminarakten am 27. November 1818 eröffnet. Im Jahre 1807/8 war im Tübinger Stift ein Repetent Karl Gottlieb Mörike, der seiner Zeit wohl im Seminar Denkendorf als Zögling oder Repetent gewesen sein kann, auch würde er dem Alter nach zum Bräutigam der damals 22jährigen Friederike passen. Ob er aber wirklich im Denkendorfer Seminar war, ließ sich (ohne weitläufige Nachforschungen) nicht erweisen. Daß in Urach später Eduard Mörike zum Bräutigam der Oswald wurde, kann nicht auffallen, es ist ja nicht die einzige Legende von ihm.

V. Zu Maync, Biografie S. 387 und Westermann S. 44. Der hier angeführte Brief von Kauffmann an seine Braut Marie Lohbauer mit der zweifelhaften Jahreszahl findet sich nicht in den Württ. Vierteljahrsheften von 1896 und W. Lang, der Verfasser des betreffenden Artikels weiß (nach Anfrage) nichts von ihm. Daß Kauffmann im Juli 1824 in Tübingen gewesen sei, ist auch gar nicht wahrscheinlich, er bezog die Hochschule erst im Oktober 1825.

VI. Zu Mayne S. 391. Die hier erwähnte Anzeige der zweiten Ausgabe des Maler Nolten, in der Bes. Beilage des Staats-anzeigers für Württemberg 1877 Nro. 23, ist weder von Bächtold noch von Binder, sondern von meinem Schwiegervater Bernhard Gugler, der damals meist *β*, zuweilen auch, um Mißverständnisse zu vermeiden, mit *β γ* zeichnete.



